

2591804

DISKUS

Aus dem Inhalt:
Die Nachfolger — Führungskrise der Parteien — Freiherr vom Stein und die Monumenta Germaniae — Eingemauert — Vaterland der Nonkonformisten.

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

7. Jahrgang — Heft 8 — Preis 10 Pfg. Oktober 1957 Verlagsort Frankfurt a. M.

Die Nachfolger

Betrachtet man das Ergebnis der Bundestagswahlen nur unter dem Gesichtswinkel des großen Wahlerfolges des Bundeskanzlers, wird man wohl der aktuellen innen- und außenpolitischen Vorteile gerecht, die diese Wahl der neuen Bundesregierung versprechen. Nicht nur der ausländische Beobachter ist fasziniert von der Festigkeit der innerpolitischen Lage in Deutschland, die sich seit 1948 immer mehr herausbildet. Welch ein Wandel der Gesinnung, welche Zunahme an politischer Klugheit des Wählers, so ist man festzustellen versucht, vergleicht man den Bürger der Bundesrepublik, mit dem Bürger der Weimarer Republik. Dabei sind die Wähler des Jahres 1957 noch zu einem beachtlichen Teil dieselben der Jahre 1928 und 1933. In der Weimarer Republik gab es eine Menge kleiner oder mittlerer Parteien, die Zahl 25 wurde in der Regel überschritten, heute gibt es noch zwei große Parteien und eine kleine, mit einer eigenen Tradition und einem eigenen Programm.

Liegt diese Vereinfachung der Struktur unseres Parteienlebens einzig und allein bei den Erfahrungen der Deutschen, die sie mit dem „Parteiengedank“ der Weimarer Republik und mit dem Strafgericht gemacht haben, das mit Hitler und Weltkrieg über das deutsche Volk kam? Man sollte es meinen, wäre aber der Wahrheit nicht viel näher gekommen, glaubte man, einzig und allein dieses habe den deutschen Wähler ernüchert.

Die große Geschlossenheit der deutschen Wähler innerhalb der beiden innerpolitischen Blöcke, die formal von der CDU und der SPD repräsentiert werden, hat auch Gründe, die nicht unbedingt für den demokratischen Sinn der Deutschen sprechen.

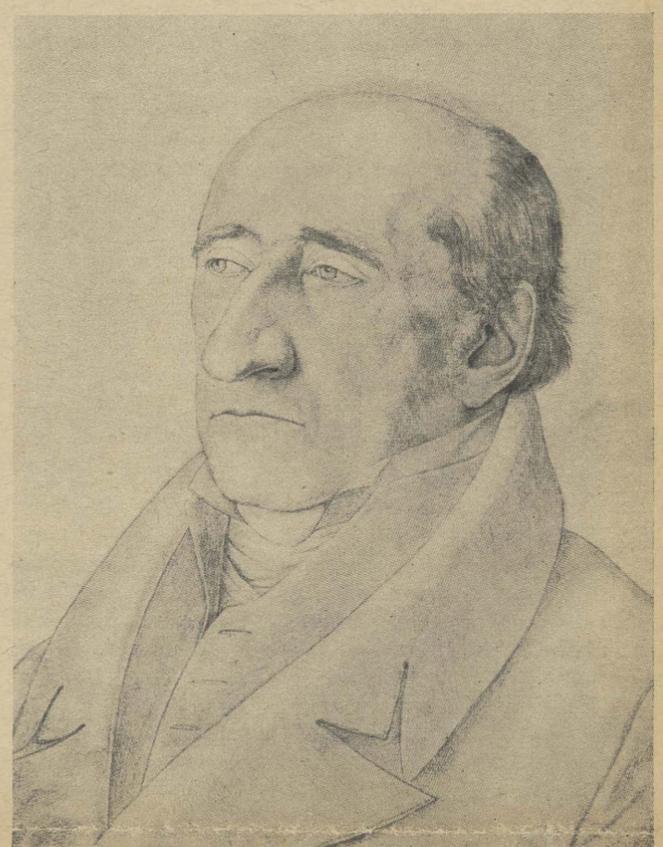
Wer die Gelegenheit wahrnahm, während des Wahlkampfes die Veranstaltungen einer größeren Zahl von Parteirednern der verschiedensten Parteien zu besuchen und kritisch zu beobachten, mußte teilweise zu Erkenntnissen

kommen, die weder den Parteien lieb sein können, noch für die Deutschen im allgemeinen vorteilhaft klingen werden.

Fast immer konnte man drei Gruppen von Zuhörern unterscheiden. Da waren zunächst einmal die „alten“ Herren. So wollen wir alle jenen würdigen, im politischen wie im beruflichen Leben erfahrenen Honoratioren nennen, von denen wir wissen, daß sie bereits in der Weimarer Republik, sei es in der Gemeinde- oder Kommunalverwaltung oder in den Verbänden eine Rolle spielten. Diese wenigen, die 1939 schon zu alt waren, um am Krieg teilnehmen zu müssen, sind heute mit politischen Funktionen betraut, die ihnen erlauben, souverän und gelassen das politische Leben ihrer näheren Umgebung nach ihrem Willen zu manipulieren. Sie sind Bürgermeister, Gemeinderats- und Stadtverordnetenvorsteher, Präsidenten der örtlichen Verbände des Roten Kreuzes, der Volksbildungsbewegung. Zumindest aber sind sie als Seniorchefs der ortsansässigen Industriebetriebe oder Handelsunternehmungen Mäzene und Berater der jüngeren politischen Garnitur. Sie brauchten sich während des Dritten Reiches mit dem Nationalsozialismus nicht so sehr zu identifizieren wie der Durchschnittsbürger, dessen berufliches Fortkommen ja nicht selten vom Parteibuch abhing.

Fast ebenso wichtig wie ihr Einfluß, ist heute, die letzten Bundestagswahlen ließen es zum ersten Male ganz deutlich werden, die Rolle der „jüngsten“ Generation. Unter diesen Sammelbegriff wollen wir die Einundzwanzig- bis Dreißigjährigen subsummieren. Ihre Art, politisch zu argumentieren, ist bestechend und zugleich ohne Überraschungen. Noch vor wenigen Monaten glaubte die Opposition, in dieser Altersgruppe einen ihrer zuverlässigsten Bundesgenossen zu haben, da sie unterstellte, daß diese Wehrpflichtigen, allen nationalen Gedankengängen abgeneigt, ihre be-

Fortsetzung auf Seite 2



Karl Reichsfreiherr vom Stein
26. Oktober 1757

Siehe unseren Beitrag „Stein und die Monumenta Germaniae“ S. 4

Führungskrise der Parteien

Die Wahlen sind vorüber. Getreu dem Willen der westdeutschen Bevölkerung hat sich in Berlin der dritte deutsche Bundestag konstituiert. Man weiß, wie die Sitze im Bundeshaus sich verteilen und wer auf ihnen sitzen wird. Man glaubt zu wissen, welche Politik diese Sitzverteilung ergeben wird, denn man kennt ja die beiden großen Parteiführer, ihre Ansichten, ihre Lebensgewohnheiten. Darüber hat die Wahlvorbereitung den deutschen Wähler informiert und er hat es bereitwillig in sich aufgenommen. Diese Informationen sind auch das Kriterium für die Wahl der 529 Kandidaten für den neuen Bundestag gewesen, jene Männer und Frauen, die nur ein verschwindend kleiner Teil der Wähler einmal in einer Wahlversammlung gesehen oder vielleicht gehört hat. Mancher kann sich noch erinnern, daß über zwei Drittel dieser Abgeordneten schon einmal im Parlament gesessen hat, mancher hat die Star-Garnitur dieser Männer und Frauen bei großen Debatten über Rundfunk und Fernsehen verfolgt, aber die meisten haben alle 529 Volksvertreter dem Leitbild der beiden großen Kontrahenten untergeordnet und leichter Hand auch gleich mit in den Bundestag gewählt. Dafür ist die Übereinstimmung der Erst- und Zweitstimmen bereitetes Zeugnis.

Sicher wollen wir nun nicht die Meinung vertreten, die Abgeordneten des neuen Bundestages wären als blinde Passagiere in das Parlament eingeschmuggelt worden. Die Parteien werden sie nach wohlüberlegten Gesichtspunkten ausgewählt und als Kandidaten aufgestellt haben, aber der Wähler hat bereitwillig diese Auswahl gebilligt, schnell und unüberlegt. Fast als wäre er glücklich, eine ihm unangenehme Aufgabe los zu werden, hat er seinen politischen Willen für vier Jahre diesen Unbekannten verpfändet. Davor sind auch jene 20% der unentschlossenen Wähler nicht zurückgeschreckt, als sie sich, einmal vor der Wahlurne angekommen, diesem indirekten Druck beugten. Man wollte ja seinen demokratischen Pflichten genügen und

um am Schema noch etwas zu ändern, dazu war es dann bereits zu spät.

Nun sind Wähler und Parteimitglieder ja nicht Wesen von verschiedenen Planeten, sondern sie unterscheiden sich allenfalls durch ihre politische Aktivität voneinander. Liegt deshalb die Annahme so fern, jene Kandidaten würden sich von den Wählern nur darin unterscheiden, daß sie ihnen die Bürde der politischen Verantwortung bereitwillig abgenommen haben, gewissermaßen stellvertretend für ihren Parteiführer und sich weiterhin in Nichts von ihren Mitmenschen unterscheiden? Daß auch sie die Wahl als die bloße Entscheidung zwischen Ollenhauer und Adenauer verstanden haben?

Fast will es so scheinen. Wenige Bundestagskandidaten haben in einer Wahlversammlung gesagt: Ich werde das und das tun, ich habe zu diesem Problem diese und jene Meinung. Immer war nur die Rede davon: Meine Partei hat, meine Partei will, Adenauer hat, Ollenhauer hat... Wenige von ihnen sind in einer für den Wähler sichtbaren Form im Wahlkampf aktiv geworden, sie haben sich ganz in den Sog des Propagandarummels um ihren jeweiligen Parteiführer ziehen lassen, die die Kampfparolen ausgaben, deren buchstabengetreue Ausführung jugendlich-ungestüme Parteigänger in den Händen hatten.

Die großen Alten und ihre jungen Leute, sie haben den Wahlkampf geplant und durchgeführt. Die Abgeordneten mittleren Alters, jener Frontgeneration zugehörig, von deren Wirken in allen Lebensbereichen und vornehmlich im politischen man sich seit 1945 soviel versprochen hatte, sie sind auch in diesem Wahlkampf keineswegs profiliert in Erscheinung getreten.

Sucht man nach Gründen und erinnert man sich an die großen Debatten der letzten Bundestagsperiode und an die Worte der großen Redner der einzelnen Parteien, dann

Fortsetzung auf Seite 4

Der Geist des Oktobers

Was sind denn noch politische Ereignisse herkömmlicher Art, wie Parlamentswahlen oder Demonstrationen gegen Gewaltmaßnahmen eines Diktators im Vergleich zum gelungenen Start eines Erdsatelliten, so mag es scheinen, nimmt man die Schlagzeilen der Presse als verbindlichen Maßstab für die Qualität der Weltereignisse. Heute ist es noch ein Satellit, der die Geister erregt, morgen werden es vielleicht schon vierzehn oder zwanzig sein, die schneller und höher fliegen, die andere Funkzeichen senden und verschlüsselte Nachrichten, dem internationalen Rätselraten neuen Stoff liefern.

Wie nebensächlich erscheinen da das Verbot einer mutigen Zeitung und die vergeblichen Demonstrationen der Warschauer Studenten für die Pressefreiheit in ihrem Land. Der Erdsatellit mag ein neues technisches Zeitalter eröffnen haben, das Schicksal der Völker jedoch wird immer noch, auch im Zeitalter der Superaketen, in den Menschen und von ihnen entschieden in der Auseinandersetzung mit den freiheitsfeindlichen Kräften.

Die Studentenzeitung PO PROSTU, noch vor einem Jahr Gomulkas Verbündete, als es galt, Polen vom Geist des Stalinismus zu befreien, wurde nun auf dem Altar der Staatsraison geopfert. Kann es noch einen sichereren Beweis für die Stagnation der, vor einem Jahr so geschickt begonnenen, Liberalisierung in Polen geben?

Mit dem Wirksamwerden des Verbots der Zeitung ist es nicht mehr wahrscheinlich, daß die Opposition innerhalb der marxistischen Parteien einmal mehr das Dogma lockern können. Wenn überhaupt, dann hätten nur die polnischen Studenten dieses in diesem Oktober wagen können. Daß sie es versucht haben, beweist jener Beitrag der polnischen Studentenzeitung, auf den Gomulka mit seiner Präsentivmaßnahme reagierte.

PO PROSTU hatte die von allen östlichen marxistischen Verlagen totgeschwiegene Schrift von Rosa Luxemburg: „Die Russische Revolution, eine kritische Würdigung“ veröffentlicht, die Sätze enthält, wie: „Ohne ungehemmte Presse- und Versammlungsfreiheit, freien Meinungskampf, erstirbt das Leben in jeder öffentlichen Institution... Freiheit für die Anhänger der Regierung, nur für Mitglieder einer Partei... ist keine Freiheit. Freiheit ist immer Freiheit des Andersdenkenden.“

Die Machthaber des Ostens haben ihre Völker wieder an der Kandare. Gomulka, sicherlich auch heute noch einer liberalen Ausgestaltung des Kommunismus in Polen grundsätzlich geneigt, wird, solange der Gegensatz zwischen Ost und West, sei es in der Rüstung, sei es in politischen Fragen, nicht entscheidend gemindert wird, jede freiheitliche Regung in Polen auf ihre Auswirkungen auf die Stellung des Ostens im weltweiten Ringen der Ideen überprüfen müssen. Mehr denn je hängt darum sein Schicksal vom Bündnis mit Moskau ab.

Sein hauptsächlichster militärischer Feind mag Washington sein, das Hauptquartier seines mächtigsten ideologischen Gegners ist Bonn. Von einer konsequenten und klugen deutschen Ostpolitik wird es wesentlich abhängen, ob aus Warschau und anderen Hauptstädten Osteuropas wieder Stimmen zu vernehmen sein werden, deren Erkennungswort Freiheit heißt. Oscar Strobel

104 Untermainkai 14

Man sagt in Bonn ...

Die Welt ist ungerecht — da haben sich die deutschen Parteien nun monatelang angestrengt, um die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf sich und auf die deutsche Frage zu lenken, haben Millionen für diesen Zweck ausgegeben — und jetzt, knapp vier Wochen nach der Bundestagswahl spricht kein Mensch mehr von diesem Ereignis. Man hat es hingenommen, registriert und damit gut. Inzwischen kamen ein amerikanischer Rassenstreit und ein Erdsatellit, von den Sowjets in 900 Kilometer Höhe hinausgefeuert, beide genügten, um die Themen Deutschland und deutsche Innenpolitik von den ersten Seiten der Weltblätter hinwegzufegen und brutal in den Hintergrund zu drängen.

Wir erinnern uns, daß die Welt vom Ergebnis der „Kanzlerwahl“ 1953 dauerhafter beeindruckt war, daß man über die Ursachen des damaligen CDU-Wahlerfolges länger stritt und daß die Auseinandersetzungen um die Neugestaltung der sozialdemokratischen Politik wochen- und monatelang durch die Spalten der Zeitschriften und Zeitungen geisterten.

Diesmal ist das alles hinweggeweht. Für die Intrigen rund um die Regierungsbildung interessiert sich ohnehin nur eine Handvoll Fachleute. Woran liegt das? Haben sich die Leute mit dem Gedanken angefreundet, daß Dr. Adenauer die deutschen Geschicke mit Sicherheit auch noch während der nächsten zwölf Jahre in seinen bewährten Händen halten wird und daß sie der Beschäftigung mit der deutschen Politik für diese Zeit enthoben sind? Haben sie sich damit abgefunden, daß von der SPD nichts mehr zu erwarten ist und daß alle Erneuerungsbestrebungen in dieser Partei prompt vom allgewaltigen Apparat nach mehr oder weniger langer Zeit kurz und klein gemahlen werden? Oder ist es am Ende gar die verzweifelte Einsicht, daß die Beschäftigung mit den politischen Problemen eines kleinen Landes im Erdsatelliten- und Wasserstoffraketen-Zeitalter Zeitvergeudung ist?

Fest steht jedenfalls, daß über dem Ergebnis des 15. September nur noch wenige tiefsinnig meditieren. Das können nur die Verlierer sein.

Wenn für eine Wahl das gleiche gilt wie für jede Skat- oder Schachpartie, daß nämlich der verliert, der seine Sache am schlechtesten gemacht, der am miserabelsten gespielt hat, dann haben bei den bundesdeutschen Wahlen die richtigen

Die Nachfolger

Fortsetzung von Seite 1

drohte unbegrenzte Freiheit dadurch verteidigten, daß sie der Partei die Stimme geben, die die allgemeine Wehrpflicht abzuschaffen versprach. Daß gerade das Argument von der Abschaffung der Wehrpflicht nicht die erhofften Folgen zeitigte, spricht doch dafür, daß sich diese Jugend insgeheim schon lange über die Pflichten des Staatsbürgers keine weltfremden Vorstellungen mehr machte. Man darf sagen, daß Einsicht in nationale Notwendigkeiten schon längere Zeit, allerdings von der Öffentlichkeit kaum bemerkt, bei den Jugendlichen den ihnen gebührenden Platz gefunden hat.

Wenn es in diesem Wahlkampf gelegentlich zu temperamentvollen Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern verschiedener Meinungsgruppen gekommen ist, dann waren es immer die sogenannten Jungwähler, die den Funken zur Entzündung brachten. Der unmittelbare Anlaß war in der Regel ihre laut geäußerte Skepsis gegen dogmatisch formulierte Parolen ideologischer Herkunft. Es scheint, als ob erst die Generation der „Ersatzleute“, der Nachfolger, die Unbekümmertheit aufbrächte, über Marx den Stab endgültig zu brechen.

Die „Nachfolger“ hingegen, die sogenannte junge Generation, die man besser die mittlere nennen sollte, geben manches Rätsel auf. Die Dreißig- bis Fünfzigjährigen, erfolgreich mitten im Erwerbsleben stehend, erscheinen farblos und unprofilirt. Selten war es überhaupt möglich, sie zu einer kritischen Äußerung zu bringen. Ihre Reaktion auf die Argumente der Wahlredner war entweder vorbehaltlos ablehnend oder bedingungslos zustimmend. Man meinte, noch den Frontkämpfergeist zu verspüren, der einstmals, angesichts der unmittelbaren Gefahr für Leib und Leben in der vordersten Frontlinie notwendig und richtig war. Zwar wurde nie ausdrücklich von der Kameradschaft über alle Dienstgrade und Parteien hinweg, nie von dem „unverständlichen Parteiengozänk“ gesprochen, jedoch konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, als sähen diese Leute in den derzeitigen Führern der Parteien gewissermaßen Oberkommandierende von Armeen, denen man unbedingten Gehorsam leisten müsse. So war es nicht verwunderlich, daß auf Fragen und beiläufigen Bemerkungen der Parteiredner entweder nur mit: „Jawohl, Herr Doktor“, oder „Selbstverständlich, Herr Kollege“, reagiert wurde.

Diese Generation der Frontsoldaten wird bald in die höchsten politischen Funktionen aufrücken, wird aus der Untergebenenposition, in der sie sich so wohl fühlt, hinüberwechseln in die Führerstellung. Ob wir dann noch davon sprechen können, die Bundesrepublik sei von unabhängigen Persönlichkeiten ungekünstelter demokratischer Überzeugung geleitet, müssen wir bezweifeln. Oscar Strobel

verloren und die richtigen gewonnen. Das ist eine Erkenntnis, über die unter den Bonner „unparteiischen Fachleuten“, vor allem des Auslandes, weitgehende Übereinstimmung besteht. SPD und FDP, so meint man, haben die Quittung für vier Jahre miserabler Leistungen in der Opposition erhalten.

Nur an zwei Stellen in der vorläufigen Bundeshauptstadt ist man ganz und gar nicht bereit, diese allgemein verbreitete Erkenntnis zu teilen: Im rotverputzten FDP-Hauptquartier im Bonner Talweg und in Heines Baracken-Trakt der SPD in der Friedrich-Ebert-Allee.

Man sollte so etwas nicht glauben: Nach vertrauenswürdigen Berichten Eingeweihter steht die FDP-Bürokratie im Bonner Talweg von Reinhold Maier bis zum jüngsten Hilfsreferenten dem Ergebnis vom 15. September hilflos gegenüber. Man hat sich inzwischen auf die Formel geeinigt: Das deutsche Volk ist verblendet — es ist unser nicht würdig. Man war sich des Wahlsieges, zumindest einer Beteiligung

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

an der neuzubildenden Regierung, so sicher, daß man eine Anzahl Referenten der Zentrale während des Wahlkampfes, der bei den Parteien stets von einer temporären Geldschwemme begleitet zu sein pflegt, mit nagelneuen Ford 15-M-Wagen ausrüstete und dafür die alten Volkswagen abstieß. Warner wurden lächerlich gemacht: „Wir haben nach der Wahl erst recht Geld.“ Der Katzenjammer folgt unmittelbar auf dem Fuße: Die Ford-Wagen werden, weil zu teuer, wieder verkauft.

Nicht viel anders sieht es bei der SPD aus. Auch hier: Das deutsche Volk ist schuld. Es ist unser nicht würdig. Auch heute noch läßt Pressechef Heine keine Kritik am SPD-Apparat in der Friedrich-Ebert-Allee und an seiner Wahlkampfleitung gelten. Er beruft sich auf seine 40jährige Erfahrung im Organisieren von Wahlkämpfen und klopft Ratgebern begütigend auf die Schulter: „Wissen Sie, wenn man hier sitzt, dann sieht das alles ganz anders aus.“

... und in Deutschlands Hauptstadt

In Berlin ist Zapfenstreich. Die große Show mit vielen Hunderttausend Besuchern und Zuschauern geht langsam zu Ende. Die Hoteliers blicken nicht mehr in mildgestimmter Verzweiflung zum Himmel, wenn man nach einem Zimmer fragt. Wer Glück hat, findet in den Straßen-Cafés schon wieder mal einen unbesetzten Stuhl. Auf dem Kurfürstendamm quetscht man sich nicht mehr besorgt an den zerbrechlichen Vitrinen vorbei. Wer ins Theater will, muß nicht mehr auf Wochen im Voraus disponieren — kurz, man rückt etwas auseinander. Der Berliner, ein wenig atemlos und zerzaust, gibt seinen zerknautschten Anzug in die nächste Bügelei, zieht das Kinn hoch, rückt die Krawatte zurecht und — bedauert, daß es schon vorbei ist.

Denn das ist, was der Berliner liebt: Gedränge, Betrieb, Budenzauber. Jeder Bewohner dieser Stadt hat in seinem Herzen ein Stückchen reserviert, auf dem er Weltstädter ist. Über die langen und tristen Jahre des Krieges, der Zerstörung, der Blockade, der wirtschaftlichen und politischen Abschnürung hat er dieses Stückchen mit eigensinnigem und störrischem Stolz gehegt und kultiviert und den Anspruch nicht fahren lassen, Weltstädter zu sein, selbst um den Preis der Lächerlichkeit nicht, der aus der zeitweilig allzugroßen Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit entsprang. Das mit der Lächerlichkeit hat er wohl gefühlt, doch damit scheint es nun vorbei zu sein, vorbei mit der entsetzlichen Angst, die ihn im Stillen und Uneingestandenem gewurmt hat: Provinz zu sein. Zumindest einen Sommer lang war Berlin Welt- und Großstadt, attraktiv wie nur irgendeine Rivalin auf dem Kontinent, es gab Ausstellungen, Tagungen, Festspiele, Kongresse, Bälle und was weiß ich, es gab Gedränge, Betrieb, Budenzauber, und in diesem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, knallen irgendwo in der Stadt Feuerwerkskörper in den Himmel, ohne daß ich beim besten Willen wüßte, was nun da gerade wieder gefeiert wird. Wer nur die Hälfte dessen mitmachen wollte, wozu er da Einladungen bekam, der mußte schon — wie man hier sagt — eine heiße Socke machen.

Mit der Interbau 57 nahm die große Show vor einigen Monaten ihren Anfang, wir haben damals darüber berichtet und dem aufregenden, mutigen Versuch, die wirkliche Stadt von heute zu bauen, unsere Reverenz gezollt. Inzwischen sind die Zäune und die Einlaßstore abgerissen, die Ausstellungspavillons niedergelegt und die Mieter in die fertiggestellten Häuser eingezogen, während an anderen Projekten noch immer gebaut wird. Der Besucherstrom ist

Keine Rede davon, daß die in diesen 40 Jahren geführten Wahlkämpfe so gut wie fast alle von der SPD verloren wurden. Kein Wort auch von dem abscheulich schlechten Ollenhauer-Plakat, das Herr Heine selbst aussuchte, kein Wort von den völlig unsinnigen Wahlplakaten der SPD, die an den wahren Bedürfnissen und Wünschen der Leute haarscharf vorbeizielten und niemandem unter die Haut gingen. Wohl bei nur wenigen Wahlkämpfen der Geschichte war so viel Unfähigkeit im Spiel.

Längst hat sich doch herumgesprochen, daß die Wehrpflicht ernstlich keinen normalen westdeutschen Bürger mehr in Harnisch bringt. Was sollte also das Plakat: „Ohne Wehrpflicht“? Jeder kann sehen, daß alle Nasenlang neue Wohnhäuser aus dem Boden schießen. Was soll da das stupide Plakat: „Mehr Wohnungen statt Kasernen“? Was heißt „Preise runter“, wo doch jeder weiß, daß die sozialistischen Regierungen der nordischen Länder den Preisanstieg auch nicht verhindern konnten und daß es bei uns vielfach gerade die Arbeiterfrauen sind, die zur teureren Ware greifen und damit dem Preis-Wettklettern Vorschub leisten. Wer läßt sich von einem drohenden, aber doch so fernen Atompilz aus süßen Wirtschaftswunder-Träumen aufschrecken, wenn er täglich Wohlstand und Sattsein empfindet und an das rauhe Ende nicht so recht glaubt?

All das pfffen die Spatzen von den Bonner Dächern, nur bis zu Herrn Heine im SPD-Hauptquartier in der Friedrich-Ebert-Allee sprach es sich nicht herum. Er merkte nichts davon, daß es sinnlos war, gegen eine Regierungspolitik anzurennen, die von einer zu großen Überzahl an Normalbürgern als mit ihren Privatinteressen übereinstimmend empfunden wird. Heine fiel auch nicht auf, daß man nur Mißtrauen gegen sich selbst und seine eigene Wahrheitsliebe erweckt, wenn man eine Politik verdächtigt, die von zu vielen als erfolgreich empfunden wird. Dialektische Bocksprünge macht das Volk nicht mit, jedenfalls nicht freiwillig.

Um Dr. Adenauer und seinen Wirtschaftsminister mit der dicken Zigarre hat sich, das hat diese Wahl deutlich gezeigt, eine Art Volksgemeinschaft des Wirtschaftswunders gruppiert, die in Denken und Fühlen eins ist. Dagegen gerät die SPD immer mehr in die Rolle einer Sekte, die vorsintflutliche Ideale anstrebt, Ideale, die keine mehr sind.

Sollte Dr. Adenauer auch noch den Wahlkampf 1961 mitführen können, so gibt es für die SPD nur eine schwache Chance: Sie darf auch dann nicht erklären, daß sie die „falsche“ Politik der CDU ändern wolle. Sie muß vielmehr verkünden, daß sie sich mit den Zielen der CDU vollkommen identifiziert und daß sie diese Ziele noch vollkommener und besser verfechten werde. Bgt.

zwar kleiner geworden, aber noch immer kann man Leute begegnen, die mit verstohlenem und bewunderndem Blick die Treppen herauf- und heruntersteigen, schließlich sich ein Herz nehmen und irgendwo auf den Klingelknopf drücken: „Entschuldigen Sie, aber wir sind so neugierig ...“ Die Interbau ist noch lange nicht zu Ende.

Parallel mit dem Ende der Ausstellung im Hansaviertel fand auf dem Gelände unter dem Funkturm die Industrieausstellung statt, auch hier: Menschen, Menschen von überall. Viele Ostbewohner darunter, denen dieser kleine Blick über den großen Zaun der Weltpolitik viel bedeutet, man sah es ihnen an und verstand es nur zu gut.

Etwa zur gleichen Zeit wurde in Berlin die neue Kongreßhalle eingeweiht, der Beitrag der Vereinigten Staaten zur Interbau 57. Ich werde den Teufel tun und versuchen, über dieses hinreißende, anmutig-gewagte Gebäude in Prosa zu berichten, eine ganze Gilde großer Journalisten hat sich damit abgemüht und ist gescheitert. All die phantasielosen Scheußlichkeiten des landläufigen, sogenannten sozialen Wohnungsbaues sowie der privaten oder behördlichen Repräsentationsbauten seit Jahren vor Augen — wer hätte da wohl noch zu denken gewagt, daß ein moderner Architekt so schlechthin schön, so poetisch bauen könne wie dieser da? Auch hier wieder bei der Eröffnung: große Auffahrt, weltstädtisches Gedränge, Mrs. Claire Booth-Luce und Mrs. Dulles waren aus Amerika herübergekommen, daneben viel Prominenz von überall —

— das mußte abgebrochen werden, man verplaudert sich heuer leicht und es gibt Ärger mit der Redaktion der vorgeschriebenen Zeilenzahl wegen. Da sind als nächster Punkt die Festwochen, nicht daß ich ausführlichen Bericht darüber geben wollte, ein kurzer Hinweis muß genügen. Die Premieren treten sich — mit Friedrich Luft zu sprechen — auf den Hacken herum, man sah den quälerisch-verbohrteten Reißer Jonescos „Die Stühle“, bewunderte und beklatschte den grandiosen Martin Held in Anouilh's melancholisch-frivolem „Walzer der Toreros“, verfolgte unruhig die monotonen Nichtigkeiten in Becketts „Endspiel“, sah des verdrossenen Osbornes Stück „Blick zurück im Zorn“, besuchte in der Oper eine Neuaufführung der „Bürgschaft“ von Neher/Weill, hatte Skandale hier, Experimente und künstlerische Sensationen, hatte, kurzum, ein Stück Welt in dieser Stadt. Es war wie einst, versicherten die Kenner.

Wie demnächst für immer, erwiderten da die Optimisten. Jcf.

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Dr. jur. Alexander Böhm, Klaus Ellrodt, Sebastian Herkommer, Norbert Piltzing, Hanns Schreiner.

Chefredakteur: Werner Schaffernicht.

Redaktion: Dr. phil. Herbert Heckmann, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.

Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.

Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.

Geschäftsführung: Günter Schwank, Königstein/Ts., Adelheidstr. 24, Tel. 883
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92,
Telefon: 55 62 61.

Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse
von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter
Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41,
App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen
gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht un-
bedingt die der Redaktion.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und
Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“;
auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen
Einfluß.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a,
Tel. 55 11 78.

Abonnements zum Preise von 1,50 DM für zwei Semester sind unter Ein-
zahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Vom Übel der Macht

Als George Washington, der erste Präsident der Vereinigten Staaten, acht Jahre dieses Amt ausgeübt hatte, lehnte er ab, ein drittes Mal zu kandidieren. Dabei zählte er nicht mehr als 65 Jahre und seine Freunde bestürmten ihn, sich zur Wahl zu stellen, die er ohne Frage gewonnen hätte. Was bewog diesen erfahrenen Staatsmann, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen?

Gerade bei dieser Handlung war sich Washington bewußt, daß er mit ihr einen Präzedenzfall für seine Nachfolger schaffte. Mit peinlicher Sorgfalt hielt er sich an die Bestimmungen der Verfassung. Darüber hinaus war er darauf bedacht, Handlungen zu vermeiden, die dem der Verfassung innewohnenden Geist entgegenlaufen. Keiner seiner Nachfolger sollte sich bei einem nicht allein dem Buchstaben, sondern auch dem Sinn der Verfassung widersprechendem Handeln auf ihn berufen können.

Das ist der Grund, weswegen dieser Staatsmann und Demokrat sich nicht für eine dritte Präsidentschaft zur Verfügung stellte. Er meinte, daß ein länger als acht Jahre regierender Präsident sich eine Machtstellung ausbauen könnte, die zur Gefahr wird, weil sie nicht im Einklang mit dem Grundprinzip der checks and balances steht.

Kein Mensch befürchtete, daß Washington derartigen Mißbrauch treiben könnte. Doch blieb er bei seinem Entschluß und schuf damit eine der ungeschriebenen Bestimmungen der Verfassung, die in nicht geringem Maße als die geschriebenen Artikel zu jener bewundernswert kontinuierlichen Geschichte der Vereinigten Staaten beitragen.

Alle Präsidenten unterwarfen sich dieser Bestimmung bis auf Franklin Roosevelt, dem diese Übertretung nur darum gelang, weil sich die Vereinigten Staaten im Krieg befanden. Kaum war Roosevelt tot und der Krieg vorüber, da veränderten die Gesetzgeber jenes ungeschriebene Gesetz in einen Artikel der Verfassung.

Auch bei uns in der Bundesrepublik ist nur eine anschließende Wiederwahl des Bundespräsidenten gestattet. Aber ist das nicht seltsam? Hat der Bundespräsident denn überhaupt soviel Befugnisse, daß er sie in beispielsweise zwanzigjähriger Amtszeit zu einer Machtposition ausweiten könnte? Wird nicht vielmehr in der Bundesrepublik alle Macht in der Hand des Bundeskanzlers zusammengeballt?

Obwohl das Grundgesetz auf das Amt des Bundeskanzlers Macht über Macht häuft, ist versäumt worden, diese Macht wenigstens zeitlich zu begrenzen. Es mag Leute geben, die den Zeitpunkt für gekommen halten, unser Grundgesetz durch eine diesbezügliche Bestimmung zu ergänzen, weil der nicht so sehr demokratische als eher autoritäre Adenauer zum dritten Male in das Palais Schaumburg einziehen wird.

Die Verabschiedung von Gesetzen um einer Person willen, ist allemal eine schlechte Sache. Und die Verän-

derung einer Verfassung aus solchem Anlaß ist es erst recht. Spräche nur die dritte Kanzlerschaft Adenauers — und die mögliche vierte — für jene Ergänzung der Verfassung, so würde ihr leicht der Stempel parteipolitischer Taktik aufgeprägt werden können.

Hingegen werden auch die Politiker der CDU beipflichten, daß sich ein Mann, der in jungen Jahren Bundeskanzler wird, mit Hilfe einer großen Partei durch Druck, Geschick und Demagogie Jahrzehnte im Amt halten kann. Dieser Mann mag als Demokrat beginnen und als Diktator enden. Dieser Gefahr gilt es zu begegnen und deswegen sollte der 6. Abschnitt des Grundgesetzes dahin ergänzt werden, daß ein und derselbe Politiker nicht länger als acht Jahre Bundeskanzler sein darf.

Ulrich Keitel

Politischer Wanderzirkus

Die Einladung — weißes, gehämmertes Papier — hatte eine Aufmachung, als wollte jemand seine Personenstandsveränderung bekanntgeben. Die aufgeklappte Karte hingegen zeigte den folgenden Text in Bodoni-Antiqua: „Das Presse- und Informationsamt der Bundesregierung gibt sich die Ehre, Herrn (nomen) zur Eröffnung der Ausstellung ‚Die militärpolitische Propaganda der Kommunisten in Deutschland‘ am (dies) in (locus) ergebenst einzuladen.“

Ich ging in die Gastwirtschaft. In einem Nebenraum standen modern geformte Blechgeräte herum. Ich stutzte. Dann las ich ein buntes Plakat: „Versäumen Sie nicht unsere Musterschau — 3 Heizsysteme in einem Gerät.“ Ich stutzte nocheinmal. Dann fragte ich: „Nein, diese Ausstellung ist das nicht; Sie müssen in den Raum weiter vorne gehen.“

Östliche Marschmusik empfängt mich. Im schlechtbeleuchteten Raum stehen dicht bei dicht ein gutes Dutzend neuzeitlich gestalteter Plakatständer, auf denen Volkspolizisten, Gewehre, DDR-Soldaten, Ostpolitiker, aufgeschlagene Kinder- und Militärbüchlein zu sehen sind. Ferner wird die Wirkungsweise des illegalen „Freiheitssenders 904“ optisch und akustisch vordemonstriert. Kleine Glasschreine mit aufgestellten farbigen Ost-Bleisoldaten und an Ketten gelegte Propaganda-Broschüren mit pin-up-girls (für Ostgebrauch) vervollständigen die kunterbunte Polit-Show. Aufmerksam laufe ich die bikonkav geformte Eckhard-Ständer ab. Lautes Geschwätz einer anwesenden Schulklasse stört meine Betrachtungen. „Da, guck! Die haben dieselben Soldaten wie unsere; nur anders angestrichen!“ sagt ein Bub zu seinen Freunden und deutet auf die Bleimännchen hinter Sicherheitsglas.

Ich sprach mit einem Ausstellungsbegleiter über Sinn und Zweck des Ganzen. „In erster Linie Aufklärung!“ Es solle den Bundesbürgern die Möglichkeit gegeben werden, sich über die propagandistischen Methoden der Kommunisten (auch der SED) eine eigene Meinung zu bilden. Ob es auch Diskussionen zu dem hier Gezeigten gebe, frage ich. „Nein, die gibt es nicht; nur Einführungsvorträge, namentlich für Schulklassen, wenn es gewünscht wird.“ Inzwischen hat solch ein Einführungsvortrag begonnen. Ich schnappe die Worte auf: „... will ich ganz und gar nicht für die Bundeswehr werben...!“ erzählt ein Felix-Eleve einer Klasse von Schulbuben. — Ob er denn nicht der Meinung sei, frage ich mein Gegenüber, daß durch eine Ausstellung dieser Art die zwischen Ost- und Westdeutschland bestehende Kluft weiter vertieft werde und neue Vorurteile entstehen könnten? — Nein, das glaube er nicht, vielmehr, daß ein Gefühl des Mitleids und der Verbundenheit entstehen werde. — Hinter meinem Rücken wird gerade die Regierungspolitik negativ gepriesen: „... die Politik der Schwäche ist keine Politik...!“ — Noch einmal stelle ich Fragen: „Wissen Sie, was in den Köpfen der Besucher vorgeht, wenn sie die Ausstellung verlassen haben? Und sind Sie der Meinung, daß ein Besucher ein Gefühl der Verbundenheit mit einem DDR-Bewohner aufbringen kann, wenn er hier Bilder von bewaffneten Betriebskampfgruppen und Gewehre tragenden Frauen gesehen hat?“ — Während noch einmal hinter mir

versichert wird, das alles sei bestimmt keine Reklame für die Bundeswehr, kommt die Antwort meines lächelnden Interviewer: Freilich wisse er nicht, was sich die Besucher dächten; aber er glaube bestimmt, daß ein solches Gefühl der Verbundenheit entstehe.

Ein zweites Mal durchlaufe ich die schmalen Gänge. Ein Tonbandgerät leiert unermüdlich die SED-hit-parade. Ich frage mich, ob es gut und klug sei, bei dem politischen status quo eine solche Ausstellung („in Zusammenarbeit mit dem Bundesverteidigungsministerium“, wie es u. a. in der Einladung hieß) zu zeigen, sogar Jugendlichen zu zeigen. Seit März dieses Jahres, seitdem die Propaganda-Ständer von Ort zu Ort in der Bundesrepublik wandern, wurden über 100 000 Besucher gezählt; davon sind 25—30% Schüler. Wer glaubt wohl, daß dieses politische Panoptikum einen effektiven Beitrag zur Wiedervereinigung darstellen könnte? Wer glaubt wohl allen Ernstes, daß durch diese politische Wanderbühne die Besucher nur „aufgeklärt“ werden, ohne eine gewisse Art von „Belehrung“ mit nach Hause zu nehmen? Vielmehr zeigt diese Methode in Perfektion, wie man Angst erzeugen und bekommen kann. Und aus diesem Dilemma — das ist die Quintessenz — gibt es nur eine Rettung: „Rüste Dich! Sei stark!“ Fürwahr — eine solche Schau ist nicht ad usum Delphini geeignet. Wir sind geistig nicht reif für eine solche Vorstellung, nicht mehr reif.

Aus dem Lautsprecher tönt Marschmusik: „... die Partei, die Partei hat immer recht...“, und während ich dem Ausgang zustrebe, erblicke ich in einer Ecke Tonbandgerät, Lautsprecher und Verlängerungsschnüre; auf einem der Koffer steht „Tanzschule Backfischlein“. Ich vermute, sie wird diesen Saal für den Abend gemietet haben. Und mir kommt der ewige, verfl... deutsche Reigen in den Sinn: pas de danse — pas militaire.

K. U. Nath

Adolf Strauß?

Der größte Feldherr aller Zeiten war ein Zivilist. Es hat Offiziere gegeben, die sich ihm widersetzen. Einer von ihnen war der General Müller-Hillebrand, gewesener Chef der militärischen Personalstelle im Bundesverteidigungsministerium. Aber in der Literatur des politischen Widerstands gegen Hitler findet man seinen Namen nicht an erster und auch nicht an zweiter Stelle. Heute macht er die Tatsache, daß ein Offizier vor der Zeit befördert werden soll, der nicht Besitzer des Eichenlaubes ist, zur Gewissensfrage. Waren das Eichenlaub oder die Schwerter vielleicht schon der Anlaß des Widerstands gegen den obersten Kriegsherrn des Dritten Reiches? Diese Frage zu stellen, sehen wir uns allerdings veranlaßt, denn jene Offiziere, die „gewisse“ Bedenken über die Politik des Verteidigungsministers mit dem Bemerkten, der Brigadegeneral habe ja schon gegen Hitler einen starken Sinn gezeigt, öffentlich ankündigten, haben zumindest ihre Gedanken nicht gerade glücklich formuliert. Wir wollen nicht unbedingt das bayerische Temperament des Bundesverteidigungsministers loben, aber in diesem Augenblick hätte es aus ihm wie ein Donnerwetter hervorbrechen müssen. Ist es nicht die größte denkbare Beleidigung für einen demokratischen Minister, in einem Gedanken zusammen mit Hitler genannt und zumindestens einen Augenblick lang mit ihm auf dieselbe Stufe gestellt zu werden? Man ist zu fragen versucht, ob Müller-Hillebrand denn glaubte, noch unter Hitler oder unter seinem geistigen Nachfolger Dienst zu tun. Einige Offiziere scheinen noch Schwierigkeiten bei dem Gedanken zu haben, daß ihr oberster Vorgesetzter Franz Josef Strauß ist.

Gottfried Baltshaus

NÄCHSTER EINSENDESCHLUSS
9. NOVEMBER 1957

Eine Frage?



Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.



DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Freiherr vom Stein und die Monumenta Germaniae

Von Professor Dr. Paul Kirn

Nur ausnahmsweise geschieht es, daß erfolgreiche Staatsmänner der Wissenschaft nachhaltige Anregungen geben. Ein berühmter Fall ist die Stiftung der Académie française durch Richelieu. Ein zweiter, der uns heute beschäftigt, die Gründung der Monumenta Germaniae durch den Freiherrn vom Stein, dessen Geburtstag sich am 26. Oktober zum 200. Male jährt.

Will man einen genauen Tag für die Gründung angeben, so wird das der 20. Januar 1819 sein. Zu ihm hatte Karl vom Stein in seine Frankfurter Wohnung im Haus des Bankiers Mühlens vier Bundestagsgesandte eingeladen, denen er die Pläne für die zu gründende Gesellschaft nochmals auseinandersetzte und mit denen er die Zentralkommission bildete, bevor das Mittagessen stattfand. Es versteht sich von selbst, daß die Beteiligten längst in die geplante Herausgabe der älteren deutschen Geschichtsquellen eingeweiht waren und daß die Vorbereitungen nicht Tage oder Wochen, sondern eine Reihe von Jahren beanspruchten.

Führungskrise der Parteien

Fortsetzung von Seite 1

kommt man zu folgenden Beobachtungen: Große Gegensätze werden nur in den Reden der alten Männer der Parteien deutlich, treten aber die Abgeordneten mittleren Alters aufs Rednerpult, so hat jeder Laie Schwierigkeiten, sie nach dem Inhalt ihrer Sätze einer Partei zuzuordnen. Nicht selten hört man deutlich den Willen zum Vergleich heraus, als wollten sie sagen: Hören wir doch auf zu streiten, im Prinzip sind wir uns ja doch einig! Man hat das Gefühl, daß es von Erler über Kiesinger zu Mende nicht weit ist. Man kann sie als Repräsentanten der Frontgeneration in ihren Parteien ansehen. Und man erinnert sich an Abgeordnete, wie Dr. Pfeleiderer, der wegen seiner profilierten eigenen Ansichten schnell nach Belgrad abgeschoben wurde.

Warum sollte man darüber nicht froh sein? Endlich eine Hoffnung, daß das dumme Gezänk der Parteien einmal weniger oder gar ganz der Vergangenheit angehören wird? Ist es nicht dumm und kurzsichtig, permanent Gegensätze und Zwietracht zwischen den Parteien für wichtig zu halten?

Wir wollen ganz bewußt so „dumm“ sein. Wenn es tatsächlich so ist, daß unsere gewählten Volksvertreter sich im allgemeinen nur durch ihre politische Aktivität vom restlichen Volk unterscheiden — und sie haben ja in genauer Kenntnis der hierarchischen Verhältnisse in den Parteien sich diesen angeschlossen und trotz mancher Initiative in den langen Jahren keine wesentliche Veränderung herbeiführen können — dann sind oder werden auch sie der immer mehr anwachsenden Führer-Gläubigkeit des restlichen Volkes verfallen. Ihr Wille zum Ausgleich, greift er erst einmal aus dem persönlichen in den sachlichen Bereich über, trägt böse Entwicklungskeime in sich und läßt ein 1933 wieder möglich erscheinen, wenn auch mit umgekehrten Vorzeichen. Damals war es die Zerrissenheit in und zwischen den Parteien, diesmal könnte es der Wille zum sachlichen Ausgleich, das Fehlen des klaren Gegensatzes zwischen den Parteien sein, wenn erst einmal die großen alten Männer und damit der Mittelpunkt der Partei nicht mehr sind.

Wir glauben nicht, daß eine Entwicklung, die das entscheidende Moment der Politik in den Parteiführern vereint sieht, und, nach außen hin wenigstens, die Abgeordneten zu persönlichkeitslosen Parteigängern degradiert, eines Tages durch ein Parlament von individualistischen Abgeordneten aufgefangen werden kann, die erst dann auftreten können, wenn die Alten nicht mehr sind. Auch der Abgeordnete dieses Typus braucht die Stimme der Wähler und man sollte dabei nie vergessen, daß die Wahl von 1957 mit dem Schlagwort: „Keine Experimente“ gewonnen wurde. Es ist höchst zweifelhaft, daß Wähler, die weitere vier Jahre glücklich und zufrieden unter diesem Motto leben, 1961 dann plötzlich zu Experimenten bereit sind.

Nur wenn die Parteien gleich zu Beginn der neuen Bundestagsperiode auf ihren Parteitag ihre Programme von den Treibhausblüten des Wahlkampfes reinigen, ihren politischen Willen klar zu erkennen geben und die Unterschiede zu ihren Gegnerparteien, für alle sichtbar, scharf kennzeichnen, wird das Parteifüge richtig funktionieren. Mit dieser Aufgabe sollten sich nicht nur die Parteiführer und ihre Adlaten befassen. Mögen auch manche Abgeordnete ihre Sitze nur ihren Parteiführern verdanken, sollten sie wenigstens auf den Parteitag daran denken, daß wir im dritten deutschen Bundestag Frauen und Männer brauchen, die ihre Gedanken und ihre Aktivität nicht nur von jenen großen alten Männern leiten lassen, sondern die immer den Mut haben, persönliche Entscheidungen, selbst wenn sie nicht im Einklang mit den Ansichten der Parteiführer stehen, zu treffen. Erst dann wird es wieder möglich sein, von Parteiführungen zu sprechen, die vom vielfachen Willen der Abgeordneten getragen werden.

Klaus M. Ellrodt

Was konnte man damals schon über die teils schon in älteren Sammlungen gedruckten und erst recht über die noch unbekanntenen, mühsam in den in- und ausländischen Bibliotheken und Archiven aufzuspürenden Quellen wissen? Gar nicht so ganz wenig, und es ist spannend, etwa in Steins Briefen, die Pertz in seiner Biographie abgedruckt, zu verfolgen, wie immer neue Namen und Dokumente in die Erörterung gezogen werden.

Bald stellte sich heraus, daß man über deutsche Quellen im engeren Sinn hinausgehen und z. B. merowingische Schriftsteller wie Gregor von Tours, gotische wie Jordanes, Langobarden wie Paulus Diaconus heranziehen müsse. Bald war man sich auch einig darüber, daß die Urkunden eine besondere Abteilung bilden müßten, wobei man glücklicherweise nicht ahnen konnte, zu welchem schwierigen Geschäft sich die kritische Untersuchung von Urkunden im Lauf der Zeit auswachsen würde. Man war der Meinung, 20 Foliobände könnten alle aufzunehmenden Texte fassen.

Recht vorteilhaft war es, daß andere Völker bereits monumentale Quellensammlungen besaßen. In Frankreich war seit 1738 die vielbändige Sammlung des Dom Bouquet erschienen, noch früher, 1723 hatte Muratori in Italien eine entsprechende Sammlung zu veröffentlichen begonnen, es war nicht nur hohe Zeit, daß man den deutschen Geschichtsforschern ähnliche Hilfsmittel bot, man konnte auch vieles besser machen, wenn man bisherige Erfahrungen berücksichtigte. So erwies es sich als außerordentlich klug, daß man auf Vorschlag des Rechtshistorikers Karl Friedrich Eichhorn alle Textstellen, die nachweislich aus älteren Quellen abgeschrieben waren — bei Annalenwerken insbesondere ist das überaus häufig —, im Kleindruck wiedergab.

Nun begann ein eifriges Suchen in den großen Handschriftensammlungen der Bibliotheken, unter denen sich München, Wien, Wolfenbüttel und Paris am ergiebigsten erwiesen. Als Stein im Winter 1820/21 in Rom weilte, war

Politik und Ideologie

Es gibt in der gegenwärtigen philosophischen, soziologischen und politischen Diskussion kaum einen Begriff, der so strapaziert wird wie der Begriff der Ideologie. War dieser in seiner klassischen Gestalt in der Marxschen Theorie kritisch gemeint und bezeichnete er den gesellschaftlich notwendigen Schein, wie er in weiten Bereichen der kulturellen und politischen Sphäre der hochliberalen Klassengesellschaft sich darstellte, so hat er heute diesen Sinn nahezu völlig eingebüßt. Selbst die Marxisten, die doch ehemals ihre „kritische“ Theorie der „bürgerlichen Ideologie“ entgegengesetzten, bezeichnen heute treuherzig den Sozialismus als eine Ideologie unter anderen. Ideologie bezeichnet heute in Ost und West ein Gedankensystem mit mehr oder weniger großer Wirkkraft im sozialen und politischen Raum, wobei das Bewußtsein der Zusammenhänge zwischen Ideal- und Realstrukturen weitgehend verlorengegangen ist.

Angesichts dieser Situation unternimmt es Jeanne Hersch in ihrem Buche „Die Ideologien und die Wirklichkeit“, die Frage nach dem Verhältnis von politischer Gruppenbildung und ideologischem Hintergrund in ihrer Bedeutung für die Gegenwart zu klären. Ehe auf die Kernpunkte ihrer Analysen eingegangen wird, ist einmal festzuhalten, daß auch hier der Begriff der Ideologie nicht mehr in seinem strengen Sinne verwandt wird, sondern zum bloßen Mittel der Klassifikation politischer Gruppen geworden ist. Zum anderen geht es der Autorin nicht so sehr um die abstrakten politischen Doktrinen, wie sie sich der registrierenden Betrachtung eines Professors der neueren Philosophie darstellen würden, sondern wie sie — mit welcher Vereinfachung auch immer — in den Köpfen und Taten politisch engagierter Menschen wirksam geworden sind. Die Betrachtungsweise ist also weniger ideengeschichtlich als soziologisch — idealtypisch und praktisch — politisch orientiert.

In seinem Geleitwort weist Carlo Schmid auf die häufig zu beobachtende Abneigung des Zeitgenossen gegenüber der Politik hin, die nicht zuletzt darauf zurückzuführen sei, daß sich die Ziele der heutigen politischen Parteien von jenen unterscheiden, die bei ihrer Gründung ausschlaggebend gewesen seien. Im Hinblick auf diese weitverbreitete Skepsis gegenüber politischen Doktrinen ist die Autorin nicht nur bemüht, sie durch einen kritischen Beitrag zu stützen, sondern ebenso sehr das Vertrauen in gewonnene Einsichten in das Getriebe sozialer und politischer Kräfte erneut zu wecken. Überaus sympathisch berührt es den Leser, daß ihm das Buch über die politische Position der Autorin keine Rätsel aufgibt. Jeanne Hersch ist Mitglied der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und damit der zweiten Internationalen. Das heißt, daß sie auf dem Boden der westlichen Demokratie steht, ohne jedoch die Möglichkeiten der abhängigen

er sich nicht zu gut, selber Auszüge aus den Katalogen der Vatikanischen Bibliothek zu machen — soweit damals (1873 ist das gründlich anders geworden) — Fremde sie überhaupt benutzen durften. Das Werk schritt also (seitherige Erfahrungen verstärken nur das Lob, das man aussprechen möchte) gut voran. Schon 1826 konnte der erste Folioband erscheinen. Mehr als alles andere bestimmte die Anwerbung begabter und fleißiger junger Mitarbeiter das Geschick des Ganzen.

Wir verfolgen hier nicht im einzelnen, was zu Steins Lebzeiten und was dann später noch für die Monumenta und durch sie geschah. Wir stellen nur fest: Die Monumenta haben wirklich nicht wenig zur Vereinheitlichung Deutschlands beigetragen. Dahmann hatte einst an Stein geschrieben: „Wenn es nach so vielen anderen E. Exzellenz wirklich gelingt, das hartnäckig vereinzelte Streben deutscher Schriftsteller für ein gemeinsames neues Zusammenwirken zu erziehen, so wird die Nachwelt alles dieses noch viel höher zu schätzen wissen als das Werk, welches daraus hervorgeht.“ Der Krieg von 1866 erschütterte das Gefüge der Monumenta nicht. Im Gang war damals schon eine Neuorganisation der Zentralkommission, 1875 war sie fertig, Berlin wurde ihr Sitz und Georg Waitz ihr neuer Leiter.

Größere Umwälzungen schlossen sich an den 2. Weltkrieg an. Bibliothek und Sammlungen der Monumenta wären in Berlin zu großen Gefahren ausgesetzt gewesen und waren daher in das fränkische Schloß Pommersfelden geflüchtet worden. Als das Reich vorübergehend und Preußen ganz zu existieren aufgehört hatten, erbot sich die bayrische Regierung, den Sammlungen eine neue Unterkunft in München zu gewähren und die Besoldung der Mitarbeiter zu übernehmen. Als typischer Ausdruck der Zerrissenheit Deutschlands blieb immerhin ein ziemlich winziger Teil der Sachwerte wie der Mitarbeiter in Berlin zurück. Bayern hat damit wieder einmal gezeigt, daß es seit der Kronprinzenzeit Ludwigs I. echtes Interesse und echte Hilfsbereitschaft für die Schöpfung des Freiherrn vom Stein übrig hatte. Unbestreitbar ist, daß man die auf seine Anregung zurückgehenden Monumente nicht mehr wegdenken kann als die wichtigste Voraussetzung, unter der noch heute das wissenschaftliche Studium der deutschen Geschichte im Mittelalter steht.

Lohnempfänger innerhalb der kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu überschätzen. Obwohl sie in vollem Maße die sozialen Fortschritte der letzten fünfzig Jahre anerkennt, glaubt sie nicht an eine endgültige Aufhebung der Klassen oder gar des Klassenkampfes. Außerordentlich exakt beschreibt sie die politische Situation der Bundesrepublik, die sie auf einer Reise studiert hat. Das „ideologische Vakuum“ erscheint ihr als das Hauptmerkmal unseres politischen Lebens. CDU und SPD seien in ihren Programmen kaum mehr zu unterscheiden. Klar wird gesehen, daß das Versagen der europäischen Arbeiterbewegung zu einem guten Teil darauf beruht, daß sie theoretisch verkümmerte und es nicht zu einer Gesellschaftstheorie brachte, die sich gleichweit entfernt von Dogmatismus und Revisionismus hielt. Eine solche Theorie hätte eine klare sozialistische Alternative gegenüber dem Osten wie dem Westen darstellen können.

In Einzelanalysen erörtert die Autorin die wichtigsten politischen Ideologien der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Dabei geht sie auf die aus diesen Auffassungen jeweils resultierende Innen- und Außenpolitik sowie die Wirtschaftsform ein. Mit einer gewissen typologischen Vereinfachung werden so die faschistische, kommunistische, liberalkonservative, fortschrittliche, demokratische und sozialistische Ideologie behandelt. Als sozialistisch wird eine Ideologie bestimmt, die bei vorausgesetzter politischer Demokratie für die „Aufhebung der Wirtschaftshierarchie durch die Abschaffung von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerschaft“ eintritt. Wichtig für alle diese Ideologien ist, daß ihre Fronten keineswegs mit den Abgrenzungen der politischen Parteien zusammenzufallen brauchen. Häufig genug führen auch atheoretische Faktoren Menschen zu einer Partei, deren Programm ihrer Klassenlage gar nicht angemessen ist.

Mit großer Behutsamkeit werden in einem weiteren Abschnitt Probleme der modernen Demokratie angegangen, wobei die Frage nach ihrem bloß formalen oder nicht formalen Charakter eine große Rolle spielt. Der Wirtschaftspraxis entfernte Bereiche der Politik werden auf ihre Beeinflussbarkeit durch ökonomische Mächte untersucht. Ohne einem dogmatisch aufgefaßten historischen Materialismus zu verfallen, wird dem ökonomischen Faktor seine Rolle in der modernen Politik zugebilligt. Mögen auch manche der philosophischen Bemerkungen nicht den Ansprüchen des Fachphilosophen genügen; das vorliegende Buch ist in der gegenwärtigen politischen Situation von brennender Aktualität, weil es darauf hinweist, daß Ideen auch heute noch zu Hebeln politischen Handelns werden können. A. S.

Jeanne Hersch: Die Ideologien und die Wirklichkeit. Mit einem Geleitwort von Carlo Schmid. Piper, München, 1957, DM 16,50.



Ein Werk der Großchemie ist ohne Forschung nicht denkbar; denn sie ist die Grundlage für die Entwicklung neuer Erzeugungsverfahren. Deshalb haben die FARBERWERKE HOECHST AG. und ihre Tochtergesellschaften in den letzten vier Jahren für Forschungszwecke 211 Millionen DM aufgewendet, davon allein 1955 69 Millionen DM, das sind 5,4% vom Umsatz.

Die Voraussetzungen für unsere Forschungsarbeiten sind nicht zuletzt auf die Tätigkeit der deutschen Universitäten und Hochschulen zurückzuführen, aus deren Hörsälen jetzt wieder gut ausgebildete junge Naturwissenschaftler und Techniker zu uns kommen. Darüber hinaus erkennen wir dankbar die an den Lehrstätten und Instituten betriebene Forschung an, auf der die Praxis aufbaut.

FARBERWERKE HOECHST AG. vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M) - HOECHST

Ministerialrat Dr. Scheidemann:

Zu dem Beitrag eines Berliner Mitarbeiters (DISKUS VII, 7, S. 5) mit der Überschrift: „Nicht nur Freiheit — auch Gleichheit für Oststudenten“, erhielten wir eine Zuschrift von Herrn Ministerialrat Dr. Scheidemann, den wir auf seinen Wunsch veröffentlichten.

Ich habe Verständnis dafür, daß Tagebücher subjektiv sind. In den Tagebuchnotizen, die Sie in Ihrer August-Nr. 1957 unter dem Titel „Nicht nur Freiheit — auch Gleichheit für Oststudenten“ veröffentlichten, sind allerdings so viele freie Erfindungen enthalten, daß ich Sie um eine Berichtigung bitten muß:

1. Ich bin kein „scharfer Gegner des Währungsstipendiums“. Die Währungsstipendien sind eine Berliner Einrichtung, zu der ich keine Stellung zu nehmen habe. Eine Stellungnahme ist weder von mir verlangt noch gegeben worden.
2. Es trifft nicht zu, daß ich den Hauptgeschäftsführer des Deutschen Studentenwerks „vorgeschickt“ hätte, um gewisse Äußerungen über Berlin auf der Godesberger Tagung machen zu lassen. Eine derartige Behauptung ist frei erfunden.
3. Nach dem Schluß der Godesberger Tagung am 1. 7. 1957, in der ich auf meine Fragen keine Auskünfte über die besonderen Wünsche der Berliner Studentenschaft erhalten konnte, hatte ich eine beiläufige Unterhaltung mit Herrn Kundt aus Berlin. Als Herr Kundt von mir ohne nähere Begründung die Zuteilung von 1,9 Millionen DM für Berlin aus dem Reservefonds des Bundesministeriums des Innern verlangte, habe ich eine derartige Zusage für den Augenblick abgelehnt. Ich habe erklärt, es müßten zunächst Erfahrungen mit der Förderung nach dem Honnefer Modell gesammelt werden, und zwar sowohl in Berlin wie auch in den anderen Bundesländern. Nach Vorliegen solcher Erfahrungen sei die Verteilung der Reserve in Aussicht genommen und dabei werde auch die besondere Situation

Berlins berücksichtigt werden können. Es trifft also keineswegs zu, daß ich erklärt hätte, Berlin könne aus dem Reservefonds nichts bekommen, „solange ich dort der Referent für das Hochschulwesen sei“.

Bei dem Gespräch mit Herrn Kundt habe ich mich gegen die Idee des Studienhonorars gewandt, nicht jedoch gegen eine angebliche „sozialistische Kulturpolitik des Volksbildungssenators Tiburtius“. Der Name von Herrn Senator Tiburtius ist nach meiner Erinnerung in diesem Gespräch von mir nicht genannt worden.

4. Es stimmt nicht, daß ich am 4. 7. 1957, 20 Minuten vor Beginn der Protestversammlung in der FU telefonisch versucht hätte, Protestschritte in Berlin zu vermeiden. Ich habe am Nachmittag des 4. 7. mit Herrn Schröder vom AstA der FU telefoniert. Ich habe dabei Herrn Lottenburger ausrichten lassen, er könne am nächsten Morgen um 9.15 Uhr zu mir kommen, worum Herr Lottenburger durch Vermittlung des VDS von Berlin aus gebeten hatte.
5. Bei dem Gespräch mit Herrn Lottenburger am 5. 7. 1957 in Bonn habe ich mich nicht für eine „Hochbegabtenförderung“ ausgesprochen. Diese hat im Honnefer Modell keinen Platz, da sie schon von der Studienstiftung und anderen Stiftungen ähnlicher Art wahrgenommen wird.

Ich bitte, die vorstehenden Berichtigungen in Ihrer nächsten Ausgabe am gleichen Platz zu veröffentlichen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Der Bundesminister des Innern
Im Auftrage:
Dr. Scheidemann

Stud. phil. Hermann Müller:

Zu dem Schreiben von Herrn Dr. Scheidemann ist folgendes festzustellen:

Der Fall Nitschke. Es wird sowohl von Herrn Nitschke als auch von Herrn Dr. Scheidemann bestritten, daß Herr Nitschke in der Godesberger Tagung vorgeschickt wurde. Auf Grund der näheren Umstände, unter denen sich die fraglichen Ereignisse in der Godesberger Tagung abspielten, hatten die Berliner Vertreter und wohl auch die einiger anderer Universitäten den Eindruck, daß zwischen Herrn Nitschke und Herrn Dr. Scheidemann eine diesbezügliche Absprache stattgefunden hatte. Auf die übereinstimmenden Äußerungen der Berliner Tagungsteilnehmer habe ich mich in meinem Bericht bezogen.

Anruf Dr. Scheidemanns am 4. 7. 1957 in der FU. Am 4. 7. hat Herr Dr. Scheidemann in der FU angerufen und Herrn Lottenburger (1. AstA-Vorsitzender) verlangt. Er hat jedoch nur Herrn Schröder (Außenreferent des AstA der FU) sprechen können, da Herr Lottenburger bereits bei der Protestversammlung der Studenten der FU war. Herr Lottenburger wurde während der Protestversammlung durch Herrn Schröder von diesem Anruf unterrichtet und ließ Herrn Dr. Scheidemann auf dem selben Wege mitteilen, daß er, Lottenburger, am nächsten Tage sowieso in Bonn sein werde und bei Herrn Dr. Scheidemann vorsprechen könne, wenn es gewünscht werde. Auf diese Weise kam es zu dem Gespräch zwischen Herrn Lottenburger und Herrn Dr. Scheidemann am 5. 7. 1957. Um dieses Gespräch hatte nicht Herr Lottenburger, sondern Herr Dr. Scheidemann gebeten. Das Gespräch fand übrigens erst gegen 10.00 Uhr statt. Da Herr Dr. Scheidemann um diese Unterredung nachgesucht hat, bei der es im wesentlichen um die Einbeziehung der Währungsstipendiaten ging, und er ausgerechnet kurz vor Beginn der Protestversammlung der FU im AstA der FU angerufen hat — die Versammlung war einige Tage vorher bekannt, so daß auch Herr Dr. Scheidemann von ihr gewußt haben muß — läßt dies keine andere Deutung seines Schrittes zu, als daß er damit versuchen wollte, die Proteste zu verhindern.

Hochbegabtenförderung. In der Aussprache zwischen Herrn Dr. Scheidemann und Herrn Lottenburger (anwesend waren auch noch zwei Vertreter des VDS) hat Herr Lottenburger noch einmal die Lage der Berliner Studenten dargelegt. Herr Lottenburger wies besonders darauf hin, daß die Währungsstipendiaten nur nach den neuen Richtlinien weiter gefördert werden können, wenn Berlin mehr Mittel bekommt. Zu diesem Zweck waren die 1,6 Mill. aus dem Reservefonds angefordert worden. Herr Lottenburger versuchte von Herrn Dr. Scheidemann die schriftliche Zusage zu bekommen, daß der Reservefonds sofort eingesetzt wird, wenn die Mittel, die Berlin zugewiesen worden waren, nicht ausreichen sollten, und daß er sich — falls notwendig — für die Beschaffung weiterer Mittel einsetzen werde. Herr Dr. Scheidemann war jedoch nicht zum Abgeben dieser Erklärung zu bewegen. Herr Dr. Scheidemann sagte damals, daß die Prüfungsanforderungen entsprechend hochgesetzt werden müßten, so daß dann die Mittel ausreichen würden. Diese Äußerung Herrn Dr. Scheidemanns bedeutet doch die Forderung nach einer Umwandlung des Honnefer Modells in eine Hochbegabtenförderung. Eine Verwirklichung dieser Pläne bedeutet, daß über 2000 Studenten, die bisher Währungsstipendien bekommen haben, keine Stipendien mehr bekommen würden. Dies ist einer Verweigerung der Studienmöglichkeit für die betroffenen Studenten gleichzusetzen.

Die Berliner Studentenschaft begrüßt, daß Herr Dr. Scheidemann seine Ansichten über verschiedene Streitpunkte geändert

hat und jetzt mehr Verständnis für die Berliner Studenten zeigt. Jedoch läßt die Einbeziehung der bisherigen Währungsstipendiaten in die Förderung nach dem Honnefer Modell noch immer viel zu wünschen übrig. Der Mangel an Mitteln macht es unmöglich, alle Währungsstipendiaten in die neue Förderung einzubeziehen. Die Auswahl erfolgt zur Zeit nach der Begabung. In dem oben abgedruckten Schreiben wurde dargelegt, daß das Honnefer Modell zu keiner Hochbegabtenförderung werden soll. Wir in Berlin wünschen, daß diesen Worten, an deren Ernsthaftigkeit wir nicht zweifeln wollen, bald die Taten folgen.

Über die Rolle des Herr Kundt wird noch besonders berichtet werden.
Hermann Müller

Nachrichten aus aller Welt

Polen. Auf Initiative des nationalen Studentenverbandes ZSP ist vor kurzem eine Studentenvereinigung der Freunde der Vereinten Nationen gegründet worden. Aufgabe der Vereinigung ist es, die Prinzipien der Charta der Vereinten Nationen zu vertreten und alle an der Arbeit der UN interessierten Personen mit Informationsmaterial zu versorgen.

Polen. Das moderne „International Student Hotel“ in Danzig verfügt über 300 Plätze für ausländische Studenten, die im Rahmen des Studentenaustausches nach Polen reisen. Von Juli bis Mitte August besuchten bereits rund 1000 Studenten aus Westdeutschland, England, Frankreich, Jugoslawien, Norwegen, Schweden, der Tschechoslowakei und USA die Stadt Danzig. In Kürze werden Studenten aus der Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawien, Ungarn und Westdeutschland erwartet. Neben dem internationalen Studentenheim in Danzig gibt es noch zwei kleinere Touristenheime für Studenten in Warschau und Krakau.

China. Zum ersten Male seit 1949 berichtete jetzt die chinesische Regierung von einem Studentenstreik. Laut Radio Peking beschwerte sich ein Delegierter auf einem Jugendkongreß darüber, daß die Studenten in der Provinz Yunnan gezwungen waren, mit einem Streik gegen die schlechten Studentenverhältnisse zu protestieren. Nach dem Bericht des Delegierten wurden daraufhin Beschwerden von den Regierungsstellen geprüft und die Forderungen der Studenten (über deren Art Radio Peking nichts Näheres bekanntgab) angenommen.

England. Über die politischen Zuverlässigkeitsprüfungen von Studenten wurden in letzter Zeit Besorgnisse im Parlament und in der englischen Presse geäußert, und auch Universitätsprofessoren debattierten über die Frage, ob ihnen das Recht zustehe, ihre Ansicht über die politische Meinung eines Studenten zu äußern. Die Studentenzeitung „Palatinate“ ging nun dieser Angelegenheit nach und stellte fest, daß nur Studenten der Naturwissenschaften überprüft worden waren, und zwar solche, die sich um Stellen bei der Regierung beworben haben, vor allem in Organisationen wie der Atomenergiekommission, für die ein solches Verfahren als durchaus normal anzusehen ist.

Verfolgung — Rassenwahn

Kuba. Ramón Prendes Varela, der kürzlich den Vorsitz des nationalen Studentenverbandes von Kuba (FEU) übernahm, wird gegenwärtig im Gefängnis des kubanischen Staatssicherheitsdienstes festgehalten. Obwohl er „habeas corpus“ gefordert hatte, wurde er bisher noch keinem ordentlichen Gericht vor-

Frohen Herzens genießen



...eine Filter-Cigarette die schmeckt

geführt. Prendes Varela war der Nachfolger von Fructuoso Rodríguez, nachdem dieser zusammen mit einer Reihe von anderen Studenten von der Polizei getötet worden war. Rodríguez seinerseits war der Nachfolger von José Antonio Echeverría, der ebenfalls von der Polizei in Havanna getötet worden war. Trotz dieser Schwierigkeiten hat die FEU — nun zum dritten Male in drei Monaten — ihren Vorstand neugebildet, jetzt als Untergrundbewegung. Der jetzige Präsident ist Omar Fernández Milanés, der sich verborgen hält. Alle Studentenfürher werden von der Polizei gesucht; falls man ihrer habhaft wird, werden sie ins Gefängnis geworfen und den härtesten Polizeimaßnahmen unterworfen.

Südafrikanische Union. „Afrikanische Studienmöglichkeiten — AMSTF — Die Geschichte eines Kampfes gegen Rassenvorurteile“ ist der Titel einer kürzlich vom Nationalverband der Südafrikanischen Studenten (NUSAS) herausgegebenen Schrift, die bisher noch nicht veröffentlichte Einzelheiten über Ursprung und Ziele des Afrikanischen Stipendienfonds für Medizinstudenten (AMSTF) bringt und über Stipendiaten sowie über den sozialen Rahmen des Fonds berichtet. Seit der Veröffentlichung dieser Schrift hat der Stipendienfonds noch an Bedeutung gewonnen. Die Südafrikanische Regierung brachte nämlich ein Gesetz ein, das Afrikaner von den „offenen“ Universitäten Südafrikas ausschließt. Nach diesem Gesetz, das voraussichtlich im Januar 1959 in Kraft tritt, werden keine weiteren farbigen Studenten an der Universität von Witwatersrand zugelassen. Die bereits an der Universität eingeschriebenen Studenten dürfen jedoch ihr Studium vollenden; im Fall der Medizinstudenten bedeutet das sechs Jahre Studium. Das Verwaltungskomitee des Stipendienfonds bemüht sich daher, noch vor 1959 möglichst viele neue Stipendien zu verleihen, in der Hoffnung, dadurch nicht nur zu einer Vergrößerung der beklagenswert unzureichenden Zahl afrikanischer Ärzte beizutragen, sondern auch — zumindest bis 1965 — den „offenen“ Charakter der Universität zu wahren.

Studentenfürher sind seltsame Leute, aber manche von ihnen sind ganz besonders eigenartig, wie ein Persönlichkeitstest bewies, der an der Universität von Minnesota an religiösen und politischen Studentenfürher, Vorsitzenden von Studentenverbindungen und Mitgliedern der studentischen Selbstverwaltung durchgeführt wurde. Im Vergleich zu Durchschnittsstudenten der ersten Semester besitzen die Studentenfürher eine höhere soziale und intellektuelle Bildungsstufe, andererseits aber auch ziemlich hysterische Veranlagungen. Die ungewöhnlichsten unter ihnen sind jedoch die Führer politischer Studentengruppen. Sie zeigen eine geradezu abnorme Besorgnis um ihre Gesundheit, gepaart mit Mißtrauen, Überempfindlichkeit und Verfolgungsvorstellungen. Ferner neigen sie zu übertriebener Abgeschlossenheit, Schüchternheit und seltsamem Benehmen.

Universitätsbuchhandlung

BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)

Telefon: 23633 u. 25264

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

Weltspartag

30. Oktober 1957



Sparsam sein - vorwärtskommen!

Wir raten und helfen



STADTSPARKASSE
FRANKFURT AM MAIN

33 Zweigstellen und Spargeldabholdienst im ganzen Stadtgebiet

Um 6 Uhr Wecken!

Angesichts der Planwirtschaft der SBZ ist es kein Wunder, daß sich auch das Studium nach Plänen vollzieht, die — von zentraler Stelle ausgearbeitet — unbedingt eingehalten werden müssen. Diese Pläne sehen für alle Fachrichtungen ein einheitliches Grundstudium vor, mit Unterricht in deutscher und russischer Sprache, sowie Übungen in Körpererziehung, die weniger mit Sport als mit Wehrtüchtigung gemein haben. Das Wichtigste ist allerdings das „gesellschaftswissenschaftliche Grundstudium“, die Grundlage des gesamten Studiums. In rund zehn Wochenstunden müssen sich hier unsere Kommilitonen die Dogmen des Marxismus-Leninismus und die neuesten Verlautbarungen des Zentralkomitees der SED anhören. Sie müssen — denn diese Vorlesungen sind genau wie die meisten anderen Vorlesungen und Übungen, Pflichtvorlesungen, und mit Anwesenheitslisten wird die nötige Kontrolle ausgeübt. Aber im Lande des erhöhten Mißtrauens genügt eine Kontrolle nicht, deswegen hat man den „Seminargruppenleiter“ geschaffen. Er ist ein FDJ-Funktionär, der nicht nur die Anwesenheit der ihm in seiner Seminargruppe unterstellten Studenten bei den Pflichtvorlesungen zu überwachen, sondern auch gleichzeitig ihr übriges Treiben — z. B. Fahrten nach Westberlin und dem Bundesgebiet — zu beobachten hat; er ist für die politische Gesinnung seiner Gruppe verantwortlich. Jeder Student wird bei seiner Immatrikulation irgendeiner dieser Seminargruppen zugeteilt.

Für die ständige Überwachung der Studenten war die traditionelle Semestereinteilung nicht sehr geeignet. Pankow führte darum mit dem 1. September 1951 — nach sowjetischen Muster — das 10monatige Studienjahr ein. Dieses Studienjahr setzt sich aus dem ersten Studienabschnitt, in dem das Herbstsemester mit 15 Wochen und die Winterferien mit 2 Wochen enthalten sind, und dem zweiten Studienabschnitt zusammen, in dem das Frühjahrssemester mit 18 Wochen und die Osterferien mit 1 Woche angesetzt sind. Daran schließt der 4 Wochen dauernde Prüfungsabschnitt an und den Abschluß bildet das 6wöchige Berufspraktikum. Im Prüfungsabschnitt müssen die stark politisierten Zwischenprüfungen abgelegt werden, von deren Bestehen nicht nur die weiteren Stipendenzahlungen sondern auch die Möglichkeit weiter zu studieren, abhängt. Das Berufspraktikum muß meist in der volkseigenen Wirtschaft abgeleistet werden.

In den auf zwei Monate zusammengestrichenen Ferien sollen sich die Studenten nach dem Wunsch der SED zu Arbeitseinsätzen verpflichten. Formal sind diese Einsätze zwar freiwillig, jedoch die Folge ihrer Ablehnung wäre mindestens der Entzug des Stipendiums. Selbst nach Beendigung des Studiums hört die Gängelung nicht auf, durch die Berufslenkung wird der Student „den Bedürfnissen der Volkswirtschaft und seinen Fähigkeiten und Kenntnissen entsprechend in einen Arbeitsplatz eingewiesen“.

Die Bestimmungen über die Zulassung zum Studium kennzeichnen deutlich die Hochschulpolitik der SED. Oberstes Ziel ist, eine unbedingt parteihörige Akademikerschaft heranzubilden. Darum werden Zulassungen von politischen Gesichtspunkten abhängig gemacht. Der Betriebs- oder Schuldirektor und die FDJ haben den Bewerber vor allem hinsichtlich seiner politischen Einstellung zu beurteilen. In den Betrieben ist das Aufgabe der Betriebsgewerkschaftsleitung und der FDJ. Ein negatives Urteil bedeutet Verweigerung der Zulassung zum Studium. Fällt das Zeugnis positiv aus, gelangt die Bewerbung vor die Zulassungskommission der ausgewählten Universität. Ihr gehören an: der Rektor, der Prorektor für Studentenangelegenheiten (meist von SED-Funktionären besetzt), der Dekan der in Frage kommenden Fakultät, je ein Vertreter der FDJ und der Gewerkschaft und als Sekretär der Kommission, der Instrukteur des Prorektors für Studentenangelegenheiten (SED). Es ist klar, daß bei dieser Zusammensetzung der Kommission die fachlichen Momente bei der Zulassung in den Hintergrund treten. So stehen unter den Zugelassenen Arbeiter oder deren Kinder an erster Stelle. Weiterhin sind bevorrechtigt „werkstätige Bauern“ (Kleinstbauern) und Angehörige von Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften. Als dritte Gruppe kommen dann die Angehörigen der „schaffenden Intelligenz“ dazu (Verdiente Lehrer, Verdiente Ärzte, Volkskammerabgeordnete usw.). Für die Verteilung der Studienplätze ist für den Anteil der Arbeiter ein Mindestprozentsatz vorgeschrieben, er liegt bei 60 Prozent.

Für die Fachrichtungen mit starker politischer Ausrichtung (Gesellschaftswissenschaft, Geschichte, Pädagogik, Rechts- und Staatswissenschaft) gehen verhältnismäßig wenig Bewerbungen ein. Mit Hilfe einer Studienlenkung ist die Behörde bemüht, die Bewerber von den überfüllten mathematisch-naturwissenschaftlichen und medizinischen Fachrichtungen auf jene abzuschieben. Um den Lenkungsinstanzen größeren Einfluß zu geben, müssen sich die Abiturienten bereits ein Jahr vor dem Schulabgang bei der gewählten Universität melden. Im später gestellten Bewerbungsantrag wird schließlich die Angabe von zwei Ersatzfachrichtungen verlangt.

Die amtlichen Stellen der SBZ vertreten den Standpunkt, daß die Erlaubnis zu studieren eine besondere „hohe gesellschaftliche Auszeichnung“ ist. Jeder Bewerber muß beweisen, daß er dieser hohen Auszeichnung wert ist, zum Beispiel durch den Dienst in den „Nationalen Streitkräften“. Mit einer einmaligen Treuerklärung für die SED ist es nicht getan.

Mit der Immatrikulation verpflichtet man sich, „an dem gesellschaftlichen und kulturellen Leben der Universität oder Hochschule aktiv teilzunehmen“. Das bedeutet nichts anderes, als daß man jede Versammlung der SED-ergebenen Massenorganisationen besucht, daß man Mitglied der Gewerkschaft ist, daß man ein FDJ-Mitgliedsbuch besitzt usw. Dann soll man Mitglied der „Gesellschaft für Sport und Technik“ sein, die die vormilitärische Ausbildung durchführt, deren Schieß- und Geländeübungen man sich kaum entziehen kann. Macht man nicht mit, ist sehr schnell der Anlaß gefunden, der für eine Maßregelung ausreicht. Im günstigsten Fall wird man zwangsbeurlaubt und darf sich dann ein bis zwei Jahre in einem VEB-Betrieb „bewähren“.

Angesichts nie aufgehörender Unruhen unter den Studenten propagiert die SED seit rund einem Jahr, die Einführung eines einjährigen Praktikums vor Aufnahme des Studiums. Sehr geeignet für diesen Zwangsarbeitsdienst sind die „volkseigenen“ Betriebe. Studieren dürfen dann nur diejenigen, die von den Betrieben an die Hochschulen und Universitäten delegiert werden. Pankow erhofft sich davon eine Verbesserung der Lage auf dem Arbeitsmarkt. Gleichzeitig wird aber der Platzmangel an den Universitäten gemildert (im letzten Jahr wurden über ein Drittel aller Bewerber abgelehnt). Aber auch die politische Auswahl wird erleichtert, denn in den Betrieben gibt es in der Regel weniger „Reaktionäre“ als zum Beispiel in den Schulen.

Die Arbeiter- und Bauernfakultäten haben die fachliche Aufgabe, alle Bewerber, die noch nicht die Hochschulreife nachweisen können, auszubilden. Ihre Verdienste in den ersten Nachkriegsjahren sind beachtlich. Heute jedoch dienen sie ausschließlich den jüngeren ideologisch ausgerichteten Betriebsangehörigen der VEB als Sprungbrett zur Universität.

Die Ausbildung dauert 3 Jahre. Der Lehrplan für das erste Studienjahr kennt keine Differenzierung nach Fachrichtungen. Danach müssen sich die ABF-Studenten für ihr späteres Fachstudium entscheiden. Nachdem die Abschlußprüfung bestanden ist, wird der bisherige ABF-Student automatisch Student seiner gewählten Fachrichtung. Er wird vor allen anderen Bewerbern zugelassen. Über 50% aller ABF-Studenten springen während der 3jährigen Ausbildungszeit ab. Hieran dürfte die sehr straffe „Arbeitsordnung“ nicht ganz unschuldig sein. In ihr ist festgelegt, daß gleich am Morgen nach dem Wecken um 6.00 Uhr die „Morgenzweckgymnastik“ durchgeführt werden muß. Um 7.10 Uhr hat jeder auf seinem Platz zu sein, denn 5 Minuten später beginnt der Unterricht. Anschließend haben alle unter Aufsicht ein „normales Mittagessen zu sich zu nehmen“ und dann eine halbe Stunde Mittagsruhe zu halten. Um 15.30 Uhr wird mittels eines Gongzeichens der Beginn des Selbststudiums bekanntgegeben. Von 18.30 bis 20.00 Uhr Abendessen — unter Aufsicht —, Erholung und Entspannung im Kollektiv. Dann folgen nochmaliges Selbststudium oder „private Angelegenheiten, wie Zeitungstudium“, und um 22.00 Uhr geht der Tag mit unbedingter Nachtruhe zu Ende.

Über alle ABF-Studenten, die übrigens zwangsweise in Internaten wohnen müssen, wacht die allgegenwärtige Aktivgruppe,

bestehend aus FDJ- und SED-Funktionären. Um deren Tätigkeit zu illustrieren, soll hier ein Bericht wörtlich wiedergegeben werden:

Aus dem Leben unserer Parteigruppe!

In wenigen Wochen geht unser erstes Studienjahr zu Ende. Rückblickend können wir mit gutem Gewissen behaupten, daß wir uns entwickelt haben. Es war oft nicht leicht und wohl jeder von uns mußte einige harte Kritiken über sich ergehen lassen, es werden die letzten nicht gewesen sein! Ein Hohn auf unsere gesamte Erziehungsarbeit an der ABF ist Günter Hamann. Er gab am 2. 6. 54 sein Parteidokument (Mitgliedsbuch) mit der Austrittserklärung ab. Er bezeichnete einen Bericht über die Arbeit seiner Arbeitsgruppe als Spitzeldienst, den er nicht durchführen kann. Wenn ein Student fachlich absinkt und die Gruppe sucht mit den Dozenten nach der Ursache, so ist auch das seiner Meinung nach Bespitzelung. Die Parteidisziplin ist ihm in der SED zu hart. Daß Parteibeschlüsse ohne Diskussion durchgeführt werden müssen, sieht er nicht ein. Er gerät durch die Pflichten eines Genossen in Konflikte und geht darum zu einem Mitglied der NDPD (Nationaldemokratische Partei Deutschlands). Dieses Mitglied erklärt, daß die NDPD auch auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus aufgebaut ist, nur verlangt sie nicht so viel vom einzelnen Mitglied wie die SED. Günter Hamann tritt deshalb aus den Reihen unserer Partei aus, vielleicht, so sagt er, werde ich später Mitglied der NDPD. Er glaubt, als parteiloser FDJ-ler besser an unserer ABF studieren zu können. Unsere Parteigruppe sagt dazu ganz entschieden *n e i n*. Unsere Fakultät ist eine Schule der Arbeiter und Bauern und ihrer Partei. Wer nicht für unsere Interessen arbeitet, soll auch nicht auf die Kosten unserer Werkstätigen studieren. Wir hoffen, daß unsere Direktion den Antrag auf Exmatrikulation schnellstens in die Tat umsetzt.

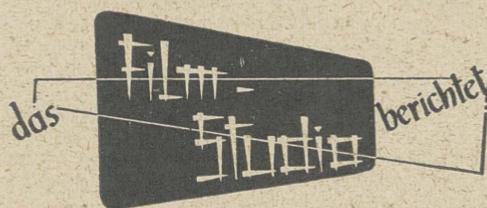
Parteiorganisator der Parteigruppe IV
Marianne Förster

Man kann sicher sein, daß ihm die Studierenerlaubnis entzogen wurde, und wenn sich der SSD nicht für ihn interessierte, kann er von Glück sagen.

Die ABF soll der Vortrupp der Partei in den Universitäten und Hochschulen sein. So will es das ZK der SED. Aber nur rund ein Viertel der ABF-Studenten sind linientreu — trotz der scharfen politischen Auswahl und der mit mehr oder minder großer Energie laufend durchgeführten Säuberungen.

Hermann Müller

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B,
Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!



Mittwoch, den 23. Oktober 18.30, 21.00 Uhr
Donnerstag, den 24. Oktober

Der Choral von Leuthen, Carl Fröhlich (1933)

Mittwoch, den 6. November 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr
Donnerstag, den 7. November

Die Schönen der Nacht, René Clair (1952)

Mittwoch, den 13. November 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr
Donnerstag, den 14. November

Toni, Jean Renoir (1935)

Mittwoch, den 20. November 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr
Donnerstag, den 21. November

Die seltsamen Abenteuer des Herrn Fridolin B. Wolfgang Staudte (1948)

STUDIERENDE

erhalten die
FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG
als Abholabonnement
zum monatlichen

SONDERPREIS VON DM 3,-

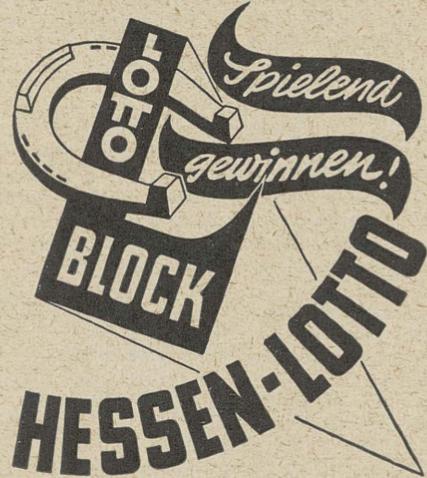
Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung
für Studenten durch:

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften
FRANKFURT AM MAIN, An der Bockenheimer Warte

500.000,- DM



HERMANN SACK

Juristische Fachbuchhandlung
Frankfurt am Main

Friedberger Landstraße 27, in nächster Nähe des
Gerichts

Die Bedienung im Fachgeschäft ist immer die beste

Hochschulnachrichten

Medizinische Fakultät

Herr Prof. Dr. Karl Kleist nahm am II. Internationalen Kongress für Psychiatrie vom 1.—7. 9. 1957 in Zürich teil und hielt ein Hauptreferat über „Die Symptomatik der Schizophrenien im Lichte der Gehirmpathologie“.

Herr Prof. Dr. Oscar Gans nahm als Vertreter der deutschsprachigen Dermatologen an dem XI. Internationalen Kongress für Dermatologie vom 30. 7. bis 10. 8. 1957 in Stockholm teil.

Der Herr Bundespräsident hat Herrn Prof. Dr. Hans Naujoks, Direktor der Universitäts-Frauenklinik, das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen. Diese Auszeichnung wurde Herrn Prof. Naujoks am 26. 9. 1957 durch Herrn Hessischen Kultusminister Dr. Arno Hennig ausgehändigt.

Herr Prof. Dr. Kurt Felix nahm an einem Symposium der Internationalen Union für Biochemie vom 19.—28. 8. 1957 in Moskau teil.

Herr Prof. Dr. Kurt Herzberg ist zum 25. 9. 1957 zu einem Referat auf der Tagung der deutschen Lymphknoten über Fragen der Wertbestimmung von Pockenimpfstoffen und zum 27. 9. 1957 zu einem Vortrag in der Wiener Mikrobiologischen Gesellschaft über neue Ergebnisse aus dem elektronenmikroskopischen Schrifttum der letzten Jahre nach Wien eingeladen worden.

Herr Prof. Dr. Gerhard Schoop wurde zum Direktor des Instituts für Zooseforschung ernannt.

Herr Prof. Dr. Rudolf Geißendörfer nimmt am Internationalen Chirurgenkongress in Mexico City vom 20.—27. 10. 1957 teil.

Herr Prof. Dr. Joachim von Reckow wurde vom Komitee des XII. Congresso Internazionale di Odonto-Stomatologia (Fédération Dentaire internationale), Rom, zum Ehrenvizepräsidenten der wissenschaftlichen Veranstaltungen ernannt.

Herr Prof. Dr. Eduard Güntz nahm vom 8.—12. 7. 57 am 4. Internationalen Poliomyelitis-Kongress in Genf und vom 22.—26. 7. 1957 am 7. Internationalen Kongress für Krüppelfürsorge in London teil.

Herr Prof. Dr. Wilhelm Krücke nahm am 1. Internationalen Kongress der neurologischen Wissenschaften und 3. Internationalen Kongress für Neuropathologie in Brüssel teil und hielt dort einen Vortrag.

Herr Privatdozent Dr. Hans Ritter erhielt die Bezeichnung „außerplanmäßiger Professor“.

Die venia legendi wurde erteilt an:

Dr. Helmut Martin für „Innere Medizin“,
Dr. Caspar Kulenkampff für „Psychiatrie und Neurologie“,
Dr. Albrecht Kleinschmidt für „Hygiene und Bakteriologie“,
Dr. Gerhard Rossberg für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde.

Gemeinschaftstagung (Therapietagung) der Südwestdeutschen Dermatologen Vereinigung und der Rheinisch-Westfälischen Dermatologen am 26./27. Oktober 1957 in Frankfurt a. M.

Themen:

Samstag, 26. 10. 1957. 1. Prof. Dr. Proppe, Kiel: Der gegenwärtige Stand der Strahlenbehandlung in der dermatologischen Praxis.

2. Prof. Dr. Schneider, Augsburg: Prophylaxe und Rezidivverhütung von Dermatosen einschließlich Lichtdermatosen mit besonderer Berücksichtigung der dermatologischen Praxis.

Sonntag, 27. 10. 1957. Krankendemonstrationen und Diskussion der Fälle, anschließend: „Die Praxis fragt, die Klinik antwortet“.

Fragen aus der Praxis konnten bis zum 10. 10. 1957 an den Tagungsleiter Prof. Dr. Dr. O. Gans, Direktor der Universitäts-Hautklinik Frankfurt a. M., Ludwig-Rehn-Straße 14, gerichtet werden.

Philosophische Fakultät

Herr Prof. Dr. A. E. Brinckmann wurde zum Präsidenten des 1. Internationalen und zugleich 10. Nationalen Architekturhistoriker-Kongresses, der vom 8.—15. 9. 1957 in Turin stattfand, gewählt. Er hielt auch die Festrede. Herr Prof. Brinckmann wurde durch Verleihung der Goldenen Medaglia di Cultura ausgezeichnet.

Herr Prof. Dr. Carl Hentze wurde auf dem 6. Congrès de L'association pour l'étude Scientifique du Symbolisme vom 1.—3. 6. 1957 in Paris in den Vorstand gewählt.

Herr Prof. Dr. Wilhelm Rau wird vom 1. 11. bis 5. 12. 1957 die wissenschaftliche Führung einer Indien-, Nepal- und Ceylonreise übernehmen.

Herr Priv. Doz. Dr. Helmut Rahn befindet sich mit einer Gruppe Frankfurter Studenten auf einer Studienreise in Griechenland und den ägäischen Inseln.

Herr Oberschulrat Dr. Otto Monshheimer wurde zum Honorarprofessor ernannt.

Herr Ernst Gebhardt erhielt einen Lehrauftrag für „Einführungskurse in die lateinische Sprache“.

Naturwissenschaftliche Fakultät

Herr Prof. Dr. Willy Hartner folgte einer Einladung des französischen Nationalkomitees für Geschichte und Philosophie der Wissenschaften in Paris zur Teilnahme an einem Kolloquium über „La science au XVI. siècle“ und hielt dort einen Vortrag über „Tradition et empire dans l'oeuvre de Tycho Brahe“.

Herr Prof. Dr. Theodor Wieland hat vom 5.—17. 8. 1957 an einem internationalen Symposium über Curare und Curare-artige Substanzen in Rio de Janeiro/Brasilien teilgenommen und dort einen Vortrag gehalten.

Herr Prof. Dr. Arnold Münster nahm an der Tagung der Internationalen Union für reine und angewandte Chemie in Paris vom 17.—25. 7. 1957 teil und hielt dort einen Vortrag.

Herr Prof. Dr. Ernst Pietsch, Direktor des Gmelin-Institutes wurde zum Honorarprofessor ernannt.

Herr Priv. Doz. Dr. Ernst Schönhals nahm vom 2.—16. 9. 1957 am V. Internationalen Kongress der Weltassoziation für das Studium des Quartärs in Madrid und Barcelona teil und hielt dort einen Vortrag.

Die venia legendi erhielten:

Herr Dr. Robert Lotz für Zoologie,
Herr Dr. Dr. Hartmut Hoffmann-Berling für Mikrobiologie,
Herr Priv. Doz. Dr. Gerhard Ringel, Bonn, erhielt einen Lehrauftrag für „Mathematik“.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Herr Prorektor Prof. Dr. Fritz Neumark nahm an der diesjährigen Tagung des Internationalen Finanzinstituts vom 12.—14. 9. 1957 in Wien teil. Er hat bei dieser Gelegenheit das Amt des Institutspräsidenten, zu dem er für die nächsten 3 Jahre gewählt worden ist, übernommen.

Herr Professor Neumark erhielt einen Ruf auf den ordentlichen Lehrstuhl für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Staatwirtschaftlichen Fakultät der Universität München.

Herr Prof. Dr. Karl Hax führt von August bis Mitte November eine Studienreise nach den Vereinigten Staaten durch. Er folgt dabei einer Einladung der University of Chicago; weitere Einladungen hat er von der University of California in Berkeley, der Georgetown University in Washington und der Columbia-University in New York erhalten.

Herr Prof. Dr. Hans Möller erhielt einen Ruf auf den ordentlichen Lehrstuhl für Weltwirtschaftslehre an der Staatwirtschaftlichen Fakultät der Universität München.

Herr Prof. Dr. Dr. Julius Kraft, New York, wurde die Rechtsstellung eines ordentlichen Professors der Soziologie zuerkannt.

Herr Prof. Dr. Oswald von Nell-Breuning ist für die Zeit vom 10.—15. 10. 1957 vom Österreichischen Gewerkschaftsbund eingeladen worden, um über „Die Gewerkschaften in der freien Gesellschaft“ zu sprechen.

Herr Priv. Doz. Dr. Rudolf Richter wurde für die Zeit vom 1. 11. 1957 bis 31. 7. 1958 von der University of Minnesota als Visiting Assistant Professor für Volkswirtschaftslehre eingeladen.

Die venia legendi erhielten:

Herr Dr. Waldemar Wittmann für das Fach Betriebswirtschaftslehre,
Herr Dr. Günter Menges für das Fach Statistik und Ökonomie.

Lehraufträge erhielten:

Herr Dr. Adolf Moxter für „Buchhaltung“ und
Herr Dr. Rudi Gumbel für „Buchhaltung“,
Herr Dr. Rudolf Bonnet für „Stenographie“.

Preisauflage der Wiso-Fakultät

Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät stellt für das Wintersemester 1957/58 folgende Preisauflage:

Die gewerkschaftliche Lohnpolitik
in der Weimarer Republik und in der heutigen Bundesrepublik.
Ein kritischer Vergleich.

Der ausgesetzte Preis beträgt DM 400,—. An dem Wettbewerb können sich alle Studierenden der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät beteiligen.

Die Preisarbeiten sind in zweifacher Ausfertigung bis spätestens 15. Februar 1958 beim Dekan der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen

Den Studenten gebe ich folgenden Vorfall bekannt:

Die „Straßburger Turnerschaft Alsatia im CC“ ist in dem in unserer Universität geführten Register der studentischen Vereinigungen eingetragen. Die Eintragung erfolgte auf Grund einer von ihr eingereichten Satzung, die mit den Bestimmungen der „Ordnung betreffend studentische Vereinigungen an der Universität Frankfurt a. M.“ in Einklang steht.

Vom Postamt Frankfurt a. M. 14 wurde nun der Universität ein Exemplar einer Satzung der Straßburger Turnerschaft Alsatia zugesandt, das diese dort mit einem Antrag auf Errichtung eines Postscheckkontos eingereicht hatte. Diese Satzung weicht inhaltlich erheblich von der der Universität eingereichten Satzung ab und steht in Widerspruch zu den zwingenden Vorschriften der „Ordnung“. Insbesondere enthält sie eingehende Bestimmungen über das Schlagen von Masuren und das Farbentragen in der Öffentlichkeit.

Die von der Universität um Aufklärung gebetene Straßburger Turnerschaft Alsatia hat dazu erklärt, daß sie bei der Post versehentlich einen z. Z. in der Diskussion befindlichen Satzungsentwurf eingereicht habe, statt der noch immer gültigen Satzung, wie sie der Universität vorliegt.
gez. Coing

Fakultät einzureichen. Der Tag der Einreichung gilt als Bewerbungstermin. Nach dem 15. 2. 1958 eingehende Arbeiten können nicht berücksichtigt werden.

Die Bewerbungsschrift darf nicht den Namen des Verfassers tragen, sondern nur ein Kennwort. Der Schrift ist ein verschlossener Briefumschlag beizufügen, der als Aufschrift den Wortlaut der Preisauflage und das Kennwort trägt und einen Zettel mit Kennwort, Namen und Anschrift des Verfassers sowie Angaben über das bisherige Studium des Verfassers enthält.

Die Preisarbeiten sollen einen Umfang von etwa 50 anderthalbseitig beschriebenen Schreibmaschinenseiten mit 1/3 Korrekturrand haben.

Über die Zuteilung des Preises beschließt die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät auf Grund von Vorschlägen eines Preisrichterkollegiums, das aus den Herren Professoren Wehrle, Napp-Zinn und Sauermann besteht. Die Bekanntgabe des Ergebnisses wird zu Beginn des Sommersemesters 1958 erfolgen.

Der Dekan:
gez. Hans Möller

Studienfahrten deutscher Akademiker

Auch im Frühjahr finden wieder Schiffsreisen mit eigens gedcharterten Schiffen statt. Das Motorschiff „Jugoslavija“ fährt von Venedig über Pylos-Methoni, Kos, Antaliya-Aspendos, und Mersin nach Beirut (Baalbek-Damaskus-Jerusalem) und kehrt über Famagusta auf Cypern, Rhodos, Naxos und Piräus-Athen nach Venedig zurück. Diese vom 30. 3. bis 13. 4. und vom 13. bis 27. 4. 1958 stattfindenden Reisen stehen unter dem Motto: „Auf den Spuren der Kreuzfahrer in Griechenland und im Orient“. Zur wissenschaftlichen Reiseleitung gehören u. a.: Dr. Rudolph Wahl, Dr. Hans Reuther und Dr. Hans-Egon Holthusen.

Daneben wird die Fahrt „Das Klassische Griechenland und seine Inselwelt“ (Venedig-Korfu-Olympia-Korinth-Mykene-Tyris-Epidauros-Nauplia-Santorin-Kreta-Rhodos-Pergamon-Delos-Mykonos-Athen-Delphi-Venedig) mit dem Dampfer „Hermes“ vom 30. 3. bis 13. 4. zum 5. Male wiederholt. Die Leitung hat Dr. Johannes Gaitanides.

Weitere größere Reisen führen vom 27. 4. bis 17. 5. mit dem Flugzeug und Autobus durch Spanien und Spanisch-Marokko, sowie vom 30. 9. bis 23. 11. mit dem Schiff, Flugzeug und Auto nach Pakistan, Indien, Kaschmir und Ceylon.

Auskunft und Programme durch: Studienfahrten deutscher Akademiker, Prof. Dr. Artur Kutscher, München 13, Habsburger Platz 1/II.

Evangelische Studentengemeinde

Mittwoch, 6. November, 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Abendmahlsgottesdienst zum Semesterbeginn.

Sonntag, 10. November, 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Gottesdienst.

Mittwoch, 13. November, 19.15 Uhr, Hörsaal „F“ der Universität: Vortrag Prof. Michel, Tübingen: „Die Jesusüberlieferung im Lichte der Archäologie“.

Sonntag, 17. November, 10.30 Uhr, Aula der Universität: Semestereröffnungsgottesdienst.

Montag, 18. November, 19.15 Uhr, Großer Sitzungssaal im II. Stock des Studentenhauses: Einführungsabend für Neumatrikulierte.

Mittwoch, 20. November, 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses: Gottesdienst zum Buß- und Betttag.

Sprechstunden des Studentenpfarrers:

Mittwochs, 17.00—19.00 Uhr, Studentenhause, Zimmer 33.
Freitags, 10.00—12.00 Uhr, Reuterweg 34.

Dienststunden des Sekretariats:

Montags bis freitags, 9.00—12.00 Uhr, Studentenhause, Zimmer 32.

Katholische Studentengemeinde

Gottesdienste

Sonntags, 8.30 Uhr: Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhauses, Jügelstraße 1. Beginn: Sonntag, den 10. November.

Dienstags, 7.30 Uhr: Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses. Beginn: Dienstag, den 12. November.

Mittwochs, 7.00 Uhr: Messe für Mediziner in der Rektorskapelle des Städtischen Krankenhauses, Ludwig-Rehn-Straße 7. Beginn: 13. November.

Donnerstags, 19.15 Uhr: Abendmesse in der Kapelle des Studentenhauses. Beginn: Freitag, den 15. November.

Semester-Eröffnungsgottesdienst: Sonntag, den 17. November, 8.30 Uhr s. t., in der Aula der Universität.

Abendveranstaltungen

Mittwoch, 6. November, Arbeitsgemeinschaft Katholische Aktion, 19.30 Uhr, im Elisabeth-Frauenheim, Senckenberganlage 16. Thema: „Glaube und Leben“.

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Neue Mitglieder:

Dr. Albert Peters, Frankfurt am Main, Amöneburgerstraße 2
Dr. Karl Schröter, Mainz, Schillerstraße 40
Direktor Ralf Hornecker, Frankfurter Vers. A. G., Frankfurt am Main, Taunusanlage 20
Alfred Freiherr v. Kap-herr, Frankfurt am Main, Buchenrodestraße 24
Professor Dr. Edwin Rausch, Oberursel/Ts., An der Heide 31
Wilford J. Kramer, American. Consul, Frankfurt am Main, Feldbergstraße 2—4
Dr. R. M. Mittermaier, Direktor der Hals-Nasen-Ohrenklinik, Frankfurt am Main, Ludwig-Rehn-Straße 14
Prof. Dr. Hans Skommodau, Frankfurt am Main, Feldbergstraße 46
Dr. Rudolf Holland-Cunz, Frankfurt am Main, Lessingstraße 7
Dr. Guido Hertel, Präsident des Bundesrechnungshofes, Frankfurt am Main, Berliner Straße 51
Otto Henkell, Wiesbaden-Biebrich, Biebricher Allee 142
Direktor Heinr. Wenner, Frankfurt am Main, Humboldtstraße 4

Firmen:

Maschinenfabrik Turner AG., Oberursel/Ts., Gattenhöferweg 25
ESSO A. G., Niederlassung, Frankfurt am Main, Kaiserstraße 48
Henkell & Co., Sektkellereien, Wiesbaden-Biebrich, Biebricher Allee 142
Südwestdeutsche gemeinnützige Wohnungsbau A. G., Frankfurt am Main, Neue Mainzer Straße 20
Remington Rand GmbH., Frankfurt am Main, Niddagaustraße 33
Nassauische Heimstätten GmbH., Frankfurt am Main, Schauhainkai 47

Förderer:

B. V. ARAL-Aktiengesellschaft, Frankfurt am Main, Stiftstraße 30
Omnipetrol GmbH. für Erdölverwertung, Frankfurt am Main, Kaiserstraße 27
Frau Geheimrat Gertrud Hugenberg, Gut Rohbraken bei Rinteln, Post Bremke/Lippe

Orient-Institut Frankfurt am Main

Einladung zu einem Vortragsabend

zum 40-jährigen Bestehen des Orient-Instituts Frankfurt/M. am Samstag, den 26. Oktober 1957, pünktlich 18.00 Uhr, im Hörsaal des Senckenberg-Museums, Senckenberg-Anlage. Dauer: 1 1/2 Stunden

Gedenkworte von Herrn Stadtrat Dr. H. Reinert

Rezitationen aus Werken der verstorbenen Vorsitzenden:

1. Prof. Dr. Paul Arndt: Der Arbeitslohn in Japan
 2. Prof. Dr. Josef Horovitz: Indien unter britischer Herrschaft
 3. Dr. Emil Lüring: Chinesen in Malaya
 4. Dr. Hermann Wendel: Makedonische Fahrt
 5. Bischof Dr. J. W. E. Sommer: Erlebte Mission
- Vorgetragen von Herrn Dr. Reinhart Müller-Freienfels
Verwaltungsausschuß und Vorstand des Orient-Instituts

Eintritt frei für die Mitglieder der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.“ Interessenten, die die Vorträge des Orient-Institutes laufend zu besuchen wünschen, bitten wir, Ihre Anschrift beim Büro des Instituts, Savignystraße 65, Telefon 77 41 64, aufzugeben. Sie erhalten alsdann zu allen Vorträgen Einladungen.

Montag, 11. November, 20.00 Uhr, Offener Abend des Studentenpfarrers im Großen Klubraum des Studentenhauses, „Petöfi“ (zum Gedächtnis des ungarischen Freiheitskampfes 1956). Referent: Ladislav Rosdy, Wien.

Dienstag, 12. November, 20.00 Uhr, Wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft, Semesterthema: „Staat — Parteien — Industrie-gesellschaft“. Leitung: Dipl. Landwirt Edgar Harsche und stud. jur. Horst Wittek (Franz-Hitze-Gemeinschaft).

Freitag, 15. November, Studentische Glaubensschule im Großen Klubraum des Studentenhauses.

Freitag, 15. November, 19.15—20.00 Uhr, „Die Botschaft des Christentums“ (Dogmatik I), P. Prof. Dr. Josef Loosen SJ., Frankfurt (angefragt).

Freitag, 15. November, 20.15—21.00 Uhr, „Neutestamentliche Lebenslehre“ (Moraltheologie I) P. Prof. Dr. Franz Schieler SJ., Frankfurt.

Montag, 18. November, 19.00 Uhr, Treffen der Neumatrikulierten im Restaurant „Zum Heidelberger“, Bockenheimer Landstraße 140 (Nähe der Universität).

Dienstag, 19. November, 19.30 Uhr, Evangelisch-Katholische Arbeitsgemeinschaft im Kleinen Klubraum des Studentenhauses, „Die Lehre von Sünde und Gnade“. Leitung: die Studentenpfarrer.

Mittwoch, 20. November, 20.00 Uhr, Zusammensein mit ausländischen Studenten im Kleinen Klubraum des Studentenhauses, „Kleine politische Geschichte Deutschlands“.

Donnerstag, 21. November, 20.15 Uhr, Geselliges Zusammensein für Studentinnen des 1. und 2. Semesters im Raum 107 des Studentenhauses.

Die Buchhandlung für den MEDIZINER

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

FRANKFURT A. M. - SÜD 10
Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen, Gartenstraße 134, Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätsklinken



VOLKSBANK FRANKFURT AM MAIN

Gegründet
1862

HAUPTSTELLE: BÖRSENSTRASSE 1

Geschäftsstellen in Frankfurt a. M., Oberursel/Ts., Bad Homburg v. d. H.

Mut und Unmut der „Funktionäre“

Es ist zu begrüßen, daß sich das Frankfurter Studentenparlament mit einer ganzjährigen Amtstätigkeit seines AStA-Vorstandes einverstanden erklärt hat. So kann die Arbeit der Selbstverwaltung kontinuierlicher durchgeführt werden, als bei halbjährigem Wechsel. „Große Erfolge“ werden auch auf diese Weise nicht erzielt werden. Man ist ja auch bescheidener geworden. Die Pleiten, die sich der große Bruder, der Verband Deutscher Studentenschaften, in den letzten Jahren geleistet hat, und die auch in der Öffentlichkeit nicht unbeachtet geblieben sind, konnten kaum ohne schmerzliche Nebenwirkungen auf die örtlichen Studentenvertretungen bleiben. Von dem einst mit Vehemenz vorangetriebenen Programm einer perfekten studentischen Selbstverwaltung, gekoppelt mit einer Mitverwaltung (sprich: Mitbestimmung) in den Gremien der Universität in allen, die Studenten betreffenden Fragen, sind nur bescheidene Reste verblieben; das Ziel konnte nicht einmal annähernd erreicht werden. Sei es, daß es im ersten Feuerifer zu kompromißlos verfochten und daher in maßgebenden Kreisen keine Gegenliebe fand, sei es auch, daß diese Forderung zu „anspruchsvoll“ erschien. Man mußte zurückstecken. Und gerade diese Bescheidung scheint Erfolge zu bringen.

Sieht man einmal von der hochpolitischen Entscheidung der Aufnahme von Beziehungen zu Studenten und Studentengruppen der Volksrepublik Polen ab, brachte das vergangene Jahr keine Sensationen. Dagegen muß mit Befriedigung vermerkt werden, daß es dem Parlament und ganz besonders dem AStA gelungen ist, mehr und mehr Vertrauen in die Institution der Selbstverwaltung und deren Wirksamkeit im Kleinen zu schaffen. Man ist seriös und bescheidener geworden und dies scheint nicht nur von der Universität, sondern auch von den Studenten honoriert zu werden.

Ganz auf Stabilität im Innern ist auch das Programm des für die beiden nächsten Semester gewählten AStA-Vorsitzenden Winfried Fab zugeschnitten. Allerdings hat er gleich zu Beginn seiner Amtszeit ein „heißes Eisen“ angepackt.

Seit Jahren besteht ein Vertrag zwischen dem Studentenausschuß und dem studentischen „Filmstudio e. V.“ Der Inhalt dieser Vereinbarung besagt, daß die Frankfurter Studentenschaft dem Verein Filmstudio über die sogenannten Wohlfahrtsgebühren pro Semester einen Betrag von 1000 DM zur Verfügung stellt. Das Filmstudio hat dafür jährlich zwei Semesterberichte mit den wichtigsten Geschehnissen aus dem studentischen Leben und den Ereignissen innerhalb der Universität zu drehen: die Semesterschau. Schon seit langem ist man im Studentenparlament der Auffassung, daß die Qualität des Gebotenen, trotz großer Verspätung in der Herstellung, in einem krassen Mißverhältnis zu dem Aufwand von rund eintausend Mark stehe. Wer das Frankfurter Parlament kennt, dem ist dessen Standpunkt nicht sehr verwunderlich. Es hat sich gerade in den letzten Monaten erwiesen, daß man dort keine große Begeisterung zeigt, Geld auszugeben, auf dessen Verwendung man keinen direkten Einfluß hat. Der Unmut der Funktionäre wird dadurch doch gesteigert, daß man sich nur höchst ungern der Tatsache erinnert, daß es dem Filmstudio vor einigen Jahren gelungen ist, aus dem Einflußbereich des AStA in die Rechtsform eines „e. V.“ zu entfliehen.

So hat der AStA als erste Maßnahme beschlossen, den bestehenden Vertrag zu lösen und sich den Abschluß eines neuen, unter der Garantie wirksamerer Einflußmöglichkeiten, vorzubehalten.

Man wird auf den Ausgang des Unternehmens gespannt sein dürfen. Für den Vorsitzenden bedeutet die Lösung zugleich eine Prestige-Frage. Den Studenten dürfte in erster Linie die möglicherweise damit verbundene Senkung der Sozialgebühren interessieren, denn kommt die Lawine erst einmal in Bewegung, wird sie sich auch auf Einsparungen anderer Art auswirken. Experten (Altmeister der Selbstverwaltung) glauben jedoch nicht so recht an einen positiven Ausgang. Das Filmstudio sei, so meinen sie, „auch nicht ganz ohne Einfluß“.

hs.

Am Puls gefühlt

Eine junge Dame erregt ob ihres Aussehens die Aufmerksamkeit eines nicht ganz so jungen Mannes. Mit dem bei nicht mehr ganz so jungen Männern des öfteren anzutreffendem Scharfsinn schließt er sofort aus Ort und Zeit des Geschehens, daß sie auf einen job wartet: Die junge Dame befindet sich auf einer Bank vor den Räumen des Schnelldienstes unserer Universität, es ist kurz nach 17 Uhr. Aha, denkt der junge Mann, wir wollen ihm ruhig unterstellen, daß er so denkt, vorerst ohne Wertung der Ergebnisse. Er denkt also und beschließt, durchaus nicht ungewöhnlich, zu handeln. Setzt sich zu der jungen Dame, wie das unter Kommilitonen üblich ist, und eröffnet: Ob sie auf einen job warte? Die Angesprochene erwehrt sich eines leichten Erstaunens, woher er denn wisse ... Konstatiert der junge Adonis in gönnerhaftem Ton: Sie, die junge Dame brauche einen job. Zweifellos, bestätigt die junge Dame. Und zwar, sagt der junge Mann, einen job, der durch zweierlei gekennzeichnet sei: Ein Maximum an Verdienst und ein Minimum an Arbeitsaufwand. Die junge Dame hat dagegen nichts einzuwenden, stellt nur fest, daß es solche jobs augenscheinlich nicht gäbe. Darauf, sehr lässig, der junge Mann: Oh doch-oh doch. Beziehungen, wissen Sie? Die richtigen Leute kennen. Und er dehnt sich in bescheidener Anbietung. Oooh, haucht die junge Dame erwartungsvoll, oooh. Der junge Mann nun, ermutigt durch das gehauchte oh und andere recht augenfällige Vorzüge der jungen Dame, gibt folgendes bekannt: Sie könne das ja nicht wissen, aber die wirklich guten jobs würden der breiten Masse natürlich erst nach einer gewissen Sichtung offeriert. Gewiß, man soll keine Perlen vor die Säue werfen, unterbricht die junge Dame. Nunja, also die guten jobs würden zuerst einmal den Leuten des Schnelldienstes und deren näheren Bekannten vorgelegt, und er, sei der Freund eines sehr maßgeblichen Herrn im Schnelldienst, des maßgeblichsten sozusagen. Ja, so sei das, und er habe da z. B. mal einen job gehabt, der ihm in einem Monat fast 1000,— DM eingebracht habe. Und er lächelt erwartungsvoll. Die junge Dame klappt schweigend und überrascht mit den Wimpern, sehr hübsche Wimpern übrigens. Oh, fährt der junge Mann etwas abwegig fort, teils mangels anderen Gesprächsstoffs, der Schnelldienst sei gar keine so üble Angelegenheit, z. B. zahle er seinen Funktionären nach deren Ausscheidung eine Art Rente, nicht viel allerdings, höchstens 50,— DM im Monat, aber immerhin, eine schöne Geste, sehr sozial. Ja, sagt die junge Dame, sehr sozial. Der junge Mann wirft einen Blick auf die Uhr, dann einen, etwas angewidert, auf das wartende Volk, das sich mittlerweile in größeren Mengen zur Auftragsverteilung drängt, falls die junge Dame also einen guten job wünsche, er würde gern, und ihm fällt auf, daß sie noch reizvoller aussieht, als er im ersten Moment dachte, und falls sie heute abend vielleicht etwas Zeit für ihn hätte ...

Nun, die junge Dame hatte keine Zeit, dieses vermerken wir nicht ohne Genugtuung. Ob es sich bei dem jungen Mann tatsächlich um einen „beziehungsreichen“ oder nur um einen „Möchtegern“ handelt, könnte festgestellt werden. Uns kommt es darauf an festzustellen, daß es so etwas gibt, unter Studenten so etwas gibt.

Märthesheimer

Wir sollten lernen

Wieder einmal liegt eine Wahl zum Studentenparlament hinter uns; die Fachschaften waren froh, daß die Wahlbeteiligung in allen Fakultäten über der Toleranzgrenze von 30% lag. Ist das nun ein Grund zur Hoffnung, daß der Vorfall vom letzten Jahre, als die Wahl wegen zu geringer Beteiligung ungültig war und ein Studentenausschuß vom Rektor bestimmt werden mußte, sich nie mehr wiederholen wird? Hat sich das politische Bewußtsein an der Universität so gehoben, daß jetzt immerhin mehr als 30% der Studentenschaft regen Anteil an der Arbeit des Studentenparlamentes nehmen?

Wer die Fachschaften, die vor der Wahl eine Sitzung abhielten, besuchte, wird festgestellt haben, daß nur ein unwesentlich kleiner Teil der Studentenschaft daran teilnahm. Das heißt, daß die Mehrzahl der Studenten Kandidaten wählten, die sie gar nicht kannten. Der überwiegende Teil der Wähler gab auch wohl nur seine Stimme ab, um den Stempel auf den Studentenausweis zu erhalten. Sie meinten nämlich (ob begründet oder nicht,

seine Arbeitsgebiete sind und was es mit dem Geld anfängt, das jeder Student zusammen mit den Sozialabgaben zahlt?

Diesem ersten Schritt müßten andere folgen. Da wir das Mehrheitswahlssystem kennen, sollten wir auch dessen Vorteile wahrnehmen. Warum wählt nicht jedes Semester einer Fakultät einen Vertreter, die dann, in der Fachschaft zusammengefaßt, die Ziele ihrer Fakultät vertreten? Hier wäre die Möglichkeit zum persönlichen Kontakt zwischen Wähler und Gewählten gegeben. Häufige Fachschaftsversammlungen (mindestens einmal im Monat) mit Berichten von der Arbeit der Vertreter und Diskussionen, bei denen jeder Vorschläge machen könnte, würden den Studenten

Der Student kauft gut und preiswert bei

Obst-Schmidt

Jügelstraße · Ecke Bockenheimer Landstraße
direkt auf dem Wege zur Universität

mit der Zeit die Gewißheit geben, daß die Mitarbeit fruchtbar sein kann. Wer aber selbst nicht aktiv mitarbeiten will, wüßte dennoch, daß es von ihm abhängt, ob seine Vertreter in der Fachschaft und im Parlament seine Ziele vertreten können. Vielleicht könnte man auf diese Weise erreichen, daß der Student zur Wahlurne geht, nicht um den Stempel zu bekommen, sondern um einen Vertreter zu wählen, den er kennt, von dem er weiß, daß er seine Anliegen gut vertreten wird.

Rolf Haarkötter, 1. Semester

Roger George tanzt bei der Neuen Bühne

Der Solotänzer der Bayreuther Festspiele, Roger George, gibt nach erfolgreicher In- und Auslandstournee am 5. November 1957 im Festsaal des Studentenhauses, um 20.15 Uhr, bei der Neuen Bühne an der Johann Wolfgang Goethe-Universität ein einmaliges Gastspiel. Neues Programm: „Aus der alten und neuen Welt“. Karten im Vorverkauf bei Nanda Stock, im Foyer des Studentenhauses. Studenten haben 50% Ermäßigung.

30 v. H. Korporierte

Rund 30 v. H. der westdeutschen Studierenden gehören gegenwärtig einer Korporation an. Ungefähr 11 v. H. schlagen Bestimmungsmessuren. Dies geht aus einer Statistik des Convents Deutscher Korporationsverbände (CDK) hervor, die im Heft 2/57 der Akademischen Monatsschrift der „Convent“ veröffentlicht wurde. Nach dieser Zusammenstellung haben die 23 deutschen Korporationsverbände insgesamt 38 260 studierende Mitglieder (Aktive und Inaktive), wobei der zahlenmäßig relativ schwache Burschenschafts-Convent nicht mitgezählt ist, und 132 220 Alte Herren. Die stärkste Mitgliederzahl hat der Kartellverband der Katholischen Deutschen Studentenverbindungen (KV) mit 7 700 Aktiven und Inaktiven aufzuweisen. Ihm folgen der Kartellverband Katholischer Deutscher Studentenvereine (KV) mit 5 200 und die Deutsche Burschenschaft mit 4 800 Aktiven und Inaktiven.

Studenten und Studenten

Die Studierenden der philologisch-theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt/Main sollen den für Hessen festgesetzten Landeszuschuß in Höhe von 22,72 DM pro Kopf nicht erhalten. Dies teilte der hessische Minister für Erziehung und Volksbildung am 3. August 1957 dem Rektor der genannten Hochschule mit. Als Begründung für diese Zuschuß-Sperre wird angeführt, daß im Haushalt des Landes Hessen nur noch Mittel für Erziehungsbeihilfen der Studierenden an den vier staatlichen wissenschaftlichen Hochschulen zur Verfügung stehen. Der Verband Deutscher Studentenschaften hat dieser Verfügung aufs entschiedenste widersprochen. In einem Schreiben an das hessische Ministerium für Erziehung und Volks-

bildung wurde erklärt, der hessische Kultusminister habe die Hochschule St. Georgen als wissenschaftliche Hochschule anerkannt. Außerdem bestehe zwischen der wirtschaftlichen Lage der St. Georgen-Studenten und der anderer hessischer Studierenden kein Unterschied. Das Honnefer Modell sei geschaffen worden, um allen Studenten an wissenschaftlichen Hochschulen die Möglichkeit zu einem hochschulgerechten Studium zu geben.

Studienförderung an der Universität des Saarlandes

An der Universität des Saarlandes wird vom kommenden Wintersemester an die „Studienförderung nach dem Honnefer Modell“ nach den gleichen Grundsätzen und im gleichen Umfang verwirklicht wie an den übrigen bundesdeutschen Hochschulen. Für eine Übergangszeit — bis Bundesmittel auch an der Saar eingesetzt werden können — hat es die Regierung des Saarlandes dankenswerter Weise sichergestellt, daß Landesmittel im entsprechenden Maße zur Verfügung stehen.

British Council Stipendien für das Akademische Jahr 1958/1959

Der British Council gewährt deutschen Hochschullehrern und Forschern sowie Studenten im letzten Semester für das Akademische Jahr 1958/59 eine beschränkte Anzahl von Stipendien zu Studien- oder Forschungszwecken an britischen Universitäten und hochschulangeschlossenen Lehr- und Forschungsanstalten. Stipendiaten können während der Dauer ihres Stipendiums ihren individuellen Studien oder Forschungsarbeiten nachgehen. Diese Stipendien sind nicht in erster Linie zur Erlangung eines akademischen Grades oder einer beruflichen Qualifikation gedacht, wenn auch in Ausnahmefällen eine besondere Erlaubnis hierzu vom British Council eingeholt werden kann.

Die Bewerber müssen am 1. Oktober 1958 zwischen 25 und 35 Jahre alt sein, und bis zum 1. Oktober 1958 ihr Abschlußexamen abgelegt haben. Die Dauer der Stipendien beträgt 10 Monate. Auskunft erteilt: British Embassy, Cultural Department, Bad Godesberg, Karl-Finkelburg-Straße 19.

Ebert-Küchenhoff-Meiß

DAS AMTSGERICHTLICHE DEZERNAT

begründet von Dr. EUGEN EBERT
15. Auflage

Beispiele und Verfügungsentwürfe für die gesamte amtsgerichtliche Praxis unter Anführung der einschlägigen gesetzl. Bestimmungen und Ministerialelrasse

Das Werk erscheint in 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum Preise von 12,— DM je Lieferung. Das Werk kann nur als Gesamtwerk abgegeben werden.

Grundbuchwesen — Testaments- und Nachlaß-Sachen — Öffentliche Register — Rechtsstreit und Vollstreckung in das bewegliche Vermögen — Vollstreckungsschutz, Konkursverfahren, Vergleichsverfahren zur Abwendung des Konkurses — Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen — Das Strafverfahren — Familien- und Vormundschaftsrecht, Verschollenheitsrecht — Das Arbeitsgerichtsverfahren — Landwirtschaftsrecht.

VERLAG DR. GÜNTER ZÜHLSDORF
FRANKFURT A. M., OEDERWEG 39 A

VERPUTZ · STUCK · ANSTRICH



EDEL
FRANKFURT-MAIN 1

Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenlh. Landstr. 131

(nächst der Universität)

Fernruf 77 55 89

Eine Lanze für V. O. Stomps

Es werden heute viele geehrt, mit Preisen behängt, in Sonderausgaben wohlfeil angeboten: literarische Schieber mit abendländischem Ansinnen, Denker der Federgewichtsklasse, kritische Dreikäsehoch, eine Clique intellektueller Mannequins, die aus dem Unsäglichen gebären, sind die Drahtzieher der Kunst. Es wird mehr geehrt als Ehre vorrätig ist.

Was ist dagegen ein armer Literat, der nichts als den Mut hat, das zu drucken, was Entsetzen oder Haß hervorruft, weil es an irgendeiner Stelle wahr ist, was abgetrieben werden soll, weil es dem Bürger in die Knochen fährt, dem Bürger, der aktueller ist als der derzeitige Erdsatellit.

Harry Proß bemerkt in seinem Aufsatz über V. O. Stomps in der „Deutschen Rundschau“: „Schreiben heißt handeln, aber handeln im Bewußtsein der Vergeblichkeit.“ Diese Vergeblichkeit, nichts anderes als die Niederlage vor einer permanenten Dummheit, die alles verträgt außer ihrem eigenem Spiegelbild ist jene Clownerie des Literaten, deren Scherze ernster sind als das grundsätzliche Befinden über letzte Dinge einer Elite, die ihre Wahrheiten nach dem Honorar bemessen. Vor der Dummheit ist Kritik und Wahrfähigkeit notwendige Vergeblichkeit. Man muß Ochsen reizen bis sie arbeiten.

Es gibt eine Literatur als Beruf, sich nicht nach dem Applaus hin zu verbeugen, sondern unentwegt aufzumerken, wo einer die Feder in Herzblut taucht und nicht mit pathetischem Gesabber postkoitale Traurigkeit für den Weltenuntergang ausgibt oder gar Süßholz raspelt für die aber-tausend Rosengemüter unseres Vaterlands. In der Dichtung gibt es ebensoviel falsche Töne wie in der Musik.

Es gehört zuweilen viel Genialität dazu, nicht zu schreiben. Aber abgelegt von diesem Engros in der arg belästeren Provinz haust V. O. Stomps mit einer Handpresse in seiner vom Verfall bedrängten „Mäusevilla“. Er nimmt sich derer an, die anfangen. So druckte er, als er noch die Rabenpresse in Berlin besaß: Bergengruen, Rombach, Robert Seitz, Lange, Paquet, Helwig, Gebser, Peter Huchel, Paul Zech, Oda Schaefer usw.

V. O. Stomps liebt das Experiment des Verlegens. Es geht ihm nicht um den Beifall für die bestehende Ordnung, die immer genug Claqueure findet: er bringt das zu Gehör, was über die Narrenfreiheit schlägt, mit der man gewisse kritische Eskapaden der Dichter lizenziert, ohne jedoch ihre Wahrheit anzuerkennen. Die Vergeblichkeit dieses Unternehmens, die Fehlgriffe, das Vertrauen auf Möglichkeiten, fern von jedem finanziellen Applaus, macht V. O. Stomps zum Condottiere der Unterdrückten. Sein Ziel ist eine Art dichterischen Simplizissimus, wie es sich in der neuen Streitzeitschrift zeigt, die bis jetzt in 5 Heften vorliegt. Eine Aggression gegen die Phrase kritischer Kleinhirne wird laut, die sich panegyrisch vorwärtsschwätzen bis sie den cantus firmus unserer Zeit beherrschen.

Das Abseitige, vielfach das Vexierbild des Tatsächlichen hat die Funktion der Demaskierung. Das vergebliche Bemühen um Wahrheit mindert jedoch nicht die Weitsicht herab, die V. O. Stomps bei der Auswahl besitzt. Hier ist atmosphärisch und verschwommen vorhanden, was später

profiliert seine Epoche machen kann. Das Brachfeld von Möglichkeiten wird abgesucht.

V. O. Stomps ist 60 Jahre alt geworden. Seiner werden gedenken, die nicht mit Schecks oder Silberpokalen aufwarten können. Dankbarkeit und Bewunderung, Anerkenntnis und gute Wünsche werden sie bestimmen; so auch mit aufrichtiger Trauer, daß manches, wie oft das Geld, in falschen Händen liegt.

Herbert Heckmann

Notizen zur Buchmesse

Wenn man die kühne Erwartung hegt, daß das Schreiben eine Form des Denkens sei, wird man bei der Vielzahl der Bücher nur verstört sein. Die Welt ist plötzlich unscheinbar angesichts all der Nachdenklichkeit über sie. Erst die Vorstellung, daß sie nicht nur literarisch ist, schafft Glücksempfinden. Sie ist halb so schlecht wie sie die Skeptiker sehen und halb so dumm, wie sie die meisten Schreiber machen wollen.

So kulturell man sich auch gibt: die Verleihung des Friedenspreises und sei es an Thornton Wilder, das Geschäft vollzieht sich gleichsam unter humanistischen Umständen. Herrn in Schwarz mit all den Insignien der Genialität dokumentieren gepflegten Geist. Damen zeigen mit lyrischer Nonchalance eine Faible für werdende Dichter, denen man Liebe schenken muß, auf daß sie poetisch niederkommen — genau besehen eine denkwürdige Verkehrung des Natürlichen.

Manchmal klingen Verse wie das Klappern einer Rechenmaschine. Hier ist aber der Vergleich schon die Gefahr einer Identität.

Die Philologie ist vornehmlich eine Wissenschaft der Toten, ein nachdenklicher Akt der Hinterbliebenen, ein Werk der Ewigkeit anzuempfehlen, es zurechtzustutzen, bis es die Maßen der Verständlichkeit angenommen hat, wobei Verständnis vielleicht nur eine Art Denkmalspflege ist, unverbindliches Geschwätz über den tieferen Ort und den Gedankenflug, über die Menschlichkeit, über die Tragik. Was sagt uns der Dichter? Man redet solange, bis die Nabelschnur zur Dichtung abgerissen ist: zurück bleibt der faszinierende Vorwand, tiefsinnig zu werden: mit dem Augenschlag metaphysischer Selbstverständlichkeit aus Erläuterungen unversehens eine Selbstbiographie zu schreiben.

Man konnte aber auch Entdeckungen machen, die nachhaltiger waren als die Trauer über den geistigen Schweiß. So ist Johnsons: Harold and the purple crayon (Constable) ein kleines Kinderbuch geboren aus beglückender Phantasie. Ein Junge malt sich mit einem Stück Purpurkreide eine Welt, der er sich bedient, einen Apfelbaum, von dem er Äpfel pflückt, einen Ballon, mit dem er zum Mond fährt, und schließlich malt er auch das Bett, in das er nach seinen Abenteuer müde hineinsinkt. Eine einfache Linienführung, nur ein bloßes Umreißen der Dinge, denen der kleine Junge begegnet. Diese Welt ist seine eigene Welt. Was Wunder, daß er sich in ihr zurechtfindet, wenn er auch manchmal vor Verwunderung innehält — das Stück Purpurkreide findet immer wieder einen Ausweg.

„Lieben aber wie? Erst Lesen — dann lieben.“

Mit diesem Slogan wirbt ein obskurer Verlag um liebesdürstige Leser, von denen er erhofft, daß sie es nicht beim Lesen belassen. Der Preis beträgt etwas unter 10,— DM: eine käufliche Liebe demnach. „Aber erst lesen, dann lieben.“
Homunculus

Sparsam sein - vorwärtskommen



WELTPARTAG 30. OKT. 1957

FRANKFURTER SPARKASSE
VON 1822 (POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT)

Hauptstelle: Neue Mainzer Straße 49-51
Zweigstellen in allen Stadtteilen
Telefon: Sammel-Nr. 20202

Ihr Friseur im Studentenhaus
Untergeschoß — Zimmer 12

Montag 13 bis 18 Uhr
Dienstag bis Freitag 8 bis 18 Uhr
Sonnabend 8 bis 17 Uhr

Verkauf sämtl. Toilettenartikel · Preisgünst. Bedienung

ROLF KERST

Inh.: E. Grof

FACHBUCHHANDLUNG

für den jungen

JURISTEN

Neue und gebrauchte Bücher

Klingerstraße 23 (zwischen Zeil und Gericht)

Antiquariat auch Schloßstraße 81 (Nähe Universität)

Ein Schriftsteller, der einen täglichen Fall verewigt, kompromittiert nur die Aktualität. Wer aber die Ewigkeit journalisiert, hat Aussicht, in der besten Gesellschaft anerkannt zu werden.

Es gibt zwei Arten von Schriftstellern. Solche, die es sind und solche, die es nicht sind. Bei den ersten gehören Form und Inhalt zusammen wie Seele und Leid, bei den zweiten passen Inhalt und Form zusammen wie Leid und Kleid.

Karl Kraus

Eine Untersuchung über die Erfolgreichen

Warner-Abegglen

KARRIERE IN DER WIRTSCHAFT

270 Seiten, Leinen DM 14,80

Als Student stellen Sie sich häufig die Frage:

Ist die Karriere in der Wirtschaft an Vorrechte der Geburt oder an Begabung plus Glück gebunden?

Auf diese und viele andere Fragen gibt das Buch Antwort. Es zeigt, aus welchem Holz die Führungskräfte der Wirtschaft geschnitzt sein müssen.

ECON VERLAG DUSSELDORF

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenaufsätze zur Lektüre:

Politik

Das Ethos der modernen Demokratie und der Kirche.

Ernst-Wolfgang Böckenforch in Hochland. 1957/58, H. 1.

Pluralismus und Verantwortung. Die Organisation in der Demokratie.

Goetz Briefs in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 27. 7. 1957.

Völkerrecht und Deutsche Demokratische Republik. Zur Frage der diplomatischen Anerkennung der Sowjetzone.

Ernst Fraenkel in Deutsche Rundschau. 1957, H. 10.

Ist die Marxsche Lehre materialistisch? Über die Grundbegriffe des Marxismus.

Valentin Gitermann in Deutsche Universitäts-Zeitung. 1957, H. 16.

Die Krise des Sowjetreiches.

in Der Monat. 1957, H. 107.

Ruhm und Ende der Kolonisation.

Herbert Lüthy in Der Monat. 1957, H. 106.

Revolution ohne Ausweg. Die soziale Mechanik der bolschewistischen Diktatur.

Heinz Pächter in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 14. 9. 1957.

Neue Perspektiven für Europa.

in Dokumente. 1957, H. 4.

Kultur

Die Phantasie des Intellekts. Versuche und Versuchung deutscher Nachkriegslyrik.

Thomas O. Brandt in Deutsche Rundschau. 1957, H. 10.

Dornenvoller Neubeginn. Die Situation des deutschen Dramatikers.

Claus Helmut Drese in Deutsche Rundschau. 1957, H. 10.

Leistungsbewußtsein und Selbstgefühl in der industriellen Gesellschaft.

Peter F. Drucker in Universitas. 1957, H. 9.

Klassenkampf im Kindergarten. Die Wirklichkeit und Wirksamkeit der Sowjetzerziehung.

Albrecht Ehrenfeld in Rheinischer Merkur v. 2. 8. 1957.

Betriebswirtschaftliche Folgerungen aus der Einführung der Automation.

Guido Fischer in Frankfurter Hefte. 1957, H. 8.

Jugend ohne Klassik.

Otto Heuschele in Deutsche Rundschau. 1957, H. 10.

Erziehung an Körper und Geist. Die Beiträge des Sports zur Persönlichkeitsformung.

Otto Neumann in Deutsche Zeitung v. 20. 7. 1957.

Die Massengesellschaft und ihre Probleme.

Wilhelm Röpke in Universitas. 1957, H. 8.

Manierismus und Modernismus. Zur Situation der zeitgenössischen Literatur.

Franz Schonauer in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 3. 8. 1957.

Wissenschaft

Die Bedeutung der Kernenergie.

Walter Gerlach in Deutsche Universitäts-Zeitung. 1957, H. 17/18.

Genetik und Atomtheorie.

Hermann Hänsel in Merkur. 1957, H. 7.

Was gilt der Professor heute. Akademisches Prestige und Ansehen der Wissenschaft.

Helmuth Plessner in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 13. 7. 1957.

Die Raumfahrt und die Erschließung fremder Welten.

Eugen Sänger in Universitas. 1957, H. 9.

Neugestaltung der Universität.

Gerd Tellenbach in Deutsche Universitäts-Zeitung. 1957, H. 13/14.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Verlags W. Kohlhammer, Stuttgart, bei, den wir Ihrer besonderen Aufmerksamkeit empfehlen.

Foto WAGNER wenn es auf Qualität ankommt

BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657

Sommerferien

E. W. Otto von Roßnagel, 21, 4. Semester Betriebswirtschaft unternahm mit Kollegen eine „Studienfahrt“ nach beliebtestem Reiseland Südeuropas. Er schrieb u. a.:

a) an einem ihm gut bekannten Hochschullehrer

Costa Vino, den 28. September 1957

Hochgeschätzter Herr Professor!

Gestatte mir, Ihnen ergebenste Grüße aus Italien schicken zu dürfen. Da ich mit Fakultätskollegen zusammen bin, wird ein ständiges Fachgespräch gepflegt. Wir können die Wirtschaft des Gastlandes quasi aus erster Quelle studieren. Und dabei erinnern wir uns stets der von Ihnen, hochverehrter Herr Professor, richtig entwickelten „Preistheorie“ unter besonderer Berücksichtigung des Fremdenverkehrs, die allerdings von den uns öfters aufsuchenden italienischen Kollegen nicht in allen Teilen akzeptiert werden kann. Das zeigt aber m. E. erst recht die subjektive Richtigkeit ihrer Argumentationen. Für uns, Ihre Schüler, ist dieser Aufenthalt deshalb von größtem akademischen Nutzen. Wir freuen uns schon auf das Wintersemester an der alma mater.

Mit den besten Wünschen für Ihr ferneres Wohlergehen bin ich

Ihr ergebenster

E. W. Otto von Roßnagel

b) an seinen Vater

Costa Vino, den 28. September 1957

Teuerster Vater!

Dank für erhaltene Geldscheine in Deinen beiden Briefen vom 2. und 15. ds. Mts. Dennoch: nach vorsichtiger Kalkulation ist am 30. auch der Letzte in meinem Geldbeutel. Wer hätte gedacht, daß alles so teuer hier ist. Um Geld zu sparen sind wir schon seit einiger Zeit aus dem Hotel aus- und in Zelte am Strand eingezogen. Das hat den weiteren Vorteil, daß wir frühmorgens ungestört zum Schwimmen gehen können. Du weißt ja: mens sana in corpore sano! Wir haben des öfteren interessante Kolloquien mit italienischen Kollegen (meistens im Freien unter Palmen); haben ja keine Ahnung von unserer Wirtschaft! Da sich das Wetter schlagartig verschlechterte, sind Führungen durch Museen und Besichtigungen diverser Sehenswürdigkeiten unser Hauptanliegen. Muß schon sagen: tolle Kultur; ziemlich alt.

Ist Mama schon vom Urlaub zurück? Wo war sie? Soll mal gelegentlich den ollen Professor einladen, den „Preistheoretiker“, sie weiß schon.

Sehe Deiner inhaltsreichen Antwort bald entgegen. Grüße an alle.

Dein dankbarer

Sohn

c) an seine Freundin

Costa Vino, den 28. September 1957

Liebe Ute, mein Mäuschen!

Wie geht es Dir? Fühlst Du Dich auch so schrecklich einsam wie ich? Seit Tagen wandre ich bei Sonnenuntergang stets zum selben Ort unten am Strand. Unter Palmen steht eine Bank, auf die ich mich niederlasse. (Ein italienischer Student erzählte mir gestern, auf dieser Bank habe schon Goethe in Italien gegessen und seine Liebesgedichte geschrieben. Was Wunder also, daß es mich immer an diesen romantischen Flecken zieht.) Dann blicke ich dem funkelnden Feuerball nach, bis er im blauen Meer versinkt. O, wie einsam ist Dein Otto... Nachdem es dunkel geworden ist, laufe ich ans Ufer und lege mich auf die weichen Sandhügel; und in den nächtlichen Himmel träumend verneine ich, Dein Antlitz im orangefarbenen Mond zu erblicken. Dann werden mir die Augen feucht. Auch tagsüber bin ich meistens allein und besuche — trotz strahlenden Sonnenscheins — Museen und andere diverse Sehenswürdigkeiten, die

Photokopien, Lichtpausen, Photodruck, Reproduktionen, Großphotos, Diapositive, Mikrofilm.



es in diesem wundervollen Kulturlande in Menge gibt. Nur mit Gewalt vermögen meine ausgelassenen Kollegen mich in eine Taverne zu ziehen. Dann trinke ich ein kleines Gläschen des blutroten, köstlichen Weines und gedenke Deiner dabei in Liebe.

Wann, wann nur bin ich wieder daheim — bei Dir? Arrivederci, o sole mio.

Dein treuer

Bubi

PS.: Die Geschichte mit Tamara Piesecke ist längst begraben, mein Mäuschen.

d) an seinen Freund in Frankfurt

Costa Vino, den 28. September 1957

Lieber Bundesbruder!

In Kürze einige Episoden, die Dir demonstrativ vor Augen führen, was hier los ist:

Seit letzten Samstag haben wir uns Zelte gemietet und campen, direkt am Strand. Das so ersparte Geld für die Pension kann ergo versoffen werden. Außerdem hat es den Vorteil, daß wir „unabhängiger“ sind. Dennoch: mit den meisten Kollegen ist nichts anzufangen. Nur mit Gewalt können Carljürgen und ich die Bande davon abhalten, immer einen „Kultur-Trip“ (so nennen sie Ausflüge in Museen, etc.) zu unternehmen. Vorgestern haben wir eine treffliche Kneipe mit Rotwein geschlagen. Junge, ich war danach so blau wie das Meer! Claus und Peter schleppten mich an den Strand und ließen mich einfach liegen, weil ich ihnen zu schwer geworden war (hatten selbst zuviel intus). Mir war kotzübel, als ich so dalag. Der Mond glotzte mich an wie eine Kuh. Ich hätte flennen können vor Wut über mich selbst. Meistens treffen wir uns mit ein paar bekannten glutäugigen Mädels (tolle Figuren übrigens!) in einer Taverne, von denen es eine Menge hier gibt (aber furchtbar dreckig in diesem „Kulturlande“). Ein italienischer Studiker, der uns oft

besucht, besorgt sich dann eine Klampfe und blöckt was von „amore“. Die Mädchen werden richtig sentimental. Na, wir zeigen's ihnen schon, wenn wir später die „Latschen ausziehen“. Nach solchen Gartenfesten (unter Palmen natürlich) gehen wir stets zum Baden; macht kolossal nüchtern! Schade, daß wir in einer Woche schon abreisen müssen.

Noch eins kannst Du Dir merken: dem „Spitz“ seine Theorie von wegen Preis und Fremdenverkehr ist Blödsinn in der Potenz. Halt Dich munter und sauf nicht alles Bier. Ein Heil der Menxuria!

Mit Bundesbrüderlichem Gruß

Dein Otto

PS.: Wenn du die Piesecke siehst, bestell ihr, sie brauche auf meine Freundschaft nicht länger zu hoffen, wenn sie ihren Alten nicht soweit bringt, daß er ihr den Sport-Zweitzer schenkt.

Braun- sowie „leer“ gebrannt kam E. W. Otto von Roßnagel am Hochschulorte an. Jetzt sucht er einen perfekten, verschwiegene Italienisch-Dolmetscher. Angebote unter „Bella Italia“ an DISKUS. Waldemar

Bitte nicht statt Schnulzen Schmock!

Vor einigen Jahren machte mich ein befreundeter Maler anhand eines Ausstellungsplakats darauf aufmerksam, daß nur wenige unserer heutigen modernen Künstler — sie mögen ein hochdifferenziertes bildnerisches Gestaltungsvermögen besitzen — zu einer anspruchsvollen, guten Schriftzeichnung fähig sind. Dieses Beispiel einer auch im Bereich der Kunst sich zeigenden spezialistischen Beschränkung fiel mir ein, als ich das Programmheft Nr. 22 (August bis Oktober 1957) des „Filmstudios“ durchlas und feststellte, daß die Schreiber der Voranzeigen zwar gegen „Verquollenheit“, „falsches Pathos“, „Platitüde“ im Film zu Felde ziehen (S. 4), selber aber in ihrer Sprache das, was sie am deutschen Schnulzenfilm kritisieren, nicht überall vermieden haben. Seichtigkeit, formale und inhaltliche Ungenauigkeit, Operieren mit abgegriffenen Klischees — all das führt nämlich nicht nur im Film zur Schnulze, sondern auch beim Reden und Schreiben zum „Schmock“. (Was das ist, lese man im einzelnen bei Karl Kraus nach!) Einiges von diesem Schmock hier zu zitieren und im Zitat hervorzuheben und zu kritisieren, scheint mir nützlich und notwendig, weil es bei diesen Sprachdefekten keines-

nicht sachlicher klingt, als wenn ein Elektrophysiker plötzlich von „dem Elektrischen“ spräche, statt von Elektronen, Ionen, Spannungen usw.

Einige weitere defekte, Falsches oder nichts sagende Sprachformen seien kommentarlos dem kritischen Gehör des Lesers überlassen: „... war auch seine (des Krieges) Totalität noch nicht aktenkundig geworden...“ (6) „Daß der Film den Kotau verweigerte... muß in Rechnung gestellt werden...“ (6) „A conto dieses Gestaltungsproblems dürften... Ungenauigkeiten und Umbauten zu buchen sein.“ (7) „Heute, in den Jahren des Superlativs...“; „... jeder würde — gewarnt durch die Titelperversion der heutigen Filmindustrie — kaum etwas mehr erwarten als...“ (Gemeint ist: kaum etwas anderes — oder: kaum mehr!) „Streifen, der noch im Bannkreis expressionistischen Brodelns der zwanziger Jahre produziert wurde.“ (8) „... ein Konzentrat an Spannung, Grauen, Schrecken und jeden Preis... Mitleid vor einer ins Unheimliche gerückten Welt...“ „... ins Superlativieren gekommen... und man ihm Reklame unterstellen wollen...“ (8) „... aus dieser Sicht heraus bereit...“ „... bei dem filmischen Laien... ist die gestalterische Seite... Ziel seiner Kritik... Dies gilt für die — soweit vorhanden — künstlerische Aussage, die Fragestellung, die Ausstattung, die Dialoge usw. kurz den Stil...“ (9) Welch erstaunliche Vagheit, ja Fehlerhaftigkeit der film-ästhetischen Begriffe!

Schließen wir mit einiger Resignation dieses Programmheft — nicht ohne noch auf der vorletzten Umschlagseite zu bemerken, daß auch im Filmstudio die Filme nicht einfach vorgeführt werden, sondern „zur Vorführung gelangen“ — schließen wir aber auch diese Hinweise mit einiger Hoffnung, daß sie ihr kleines Teil beitragen könnten zu der Einsicht, daß die Reinigung unserer Sprache von nebelhaften, gedankenlosen Ausdrücken, Phrasen, Metaphern wesentliches Moment und Mittel der Befreiung der menschlichen Realität von ihren verschleierte Unstimmigkeiten, Lügen und Widersprüchen ist. Wer gedankenlos spricht, wird auch schwerlich in der Lage sein, sich der Ideologien zu erwehren. Wir wollen gewiß nicht mit Kanonen auf Spatzen schießen, zumal wir wissen, daß es niemandem in der Hast dieser Zeit möglich ist, stets genau zu sprechen. Aber was hier — vielleicht in der Ferienmüdigkeit — auf zehn Seiten passierte, fordert heraus. Zur Kritik und Selbstkritik.

Fritz Vilmar

Eingegangene Bücher

- Christliche Religion. Hrsg.: Oskar Simmel SJ und Rudolf Stählin. (Fischer Lexikon, Bd. 3)
- Astronomie. Hrsg.: Karl Stumpff (Fischer Lexikon, Bd. 4)
- Musik. Hrsg.: Rudolf Stephan (Fischer Lexikon, Bd. 5)
- Thomas Mann: Leiden und Größe der Meister (Fischer Bücherei, Bd. 167)
- Hugo von Hofmannsthal: Wert und Ehre deutscher Sprache (Fischer Bücherei, Bd. 176)
- Thomas von Kempen: Nachfolge Christi (Fischer Bücherei, Bd. 168)
- Pascual Jordan: Das Bild der modernen Physik (Ullstein Bücher, Bd. 161)
- Frank Arnau: Lexikon der Philatelie (Ullstein Bücher, Bd. 162)
- Daphne du Maurier: Die Parasiten (Ullstein Bücher, Bd. 151/152)
- Richard Huelsenbeck: China frisst Menschen (Ullstein Bücher, Bd. 160)
- Jack London: Die Perle (Fischer Bücherei, Bd. 170)
- George Bemanos: Mouchette (Fischer Bücherei, Bd. 171)
- Virginia Woolf: Flush (Fischer Bücherei, Bd. 166)
- Raymond Chandler: Die kleine Schwester (Ullstein Bücher, Bd. 154)
- Erle Stanley Gardner — A. A. Fair: Der schweigende Mund (Ullstein Bücher, Bd. 163)
- Vera Caspary: Die gefährliche Wahrheit (Ullstein Bücher, Bd. 159)
- Bernhard Borge: Tod im Blausee (Ullstein Bücher, Bd. 155) (Rezension vorbehalten)

Wenn wir nun unsere Fähigkeit konstatieren, uns an Abbildungen aus so verschiedenen Zeitaltern zu ergötzen, was den Kindern dieser kräftigen Zeitalter kaum möglich gewesen sein dürfte, müssen wir da nicht den Verdacht schöpfen, daß wir die speziellen Vergnügungen, die eigentliche Unterhaltung unseres eigenen Zeitalters gar noch nicht entdeckt haben?

Bert Brecht

JOSEF HILFRICH
Wissenschaftliche Buchhandlung
Frankfurt/Main - West 13
An der Bockenheimer Warte
(Adalbertstraße, Ecke Gräbstraße) Telefon: 77 68 65

wegs bloß um Versehen der Filmstudio-Mitarbeiter geht, sondern um eine Reihe oft typischer Fehler, die uns allen unterlaufen, aber insbesondere in einem gewissen studentischen, pseudointellektuellen Jargon mehr und mehr sich breit machen. Es ist schlimm, wenn sie bereits ästhetisch Anspruchsvollen wie unseren Kommilitonen vom Filmstudio passieren — uns allen aber können sie, aufgespießt, zur sprachlichen Selbstkontrolle dienen.

Seite 5 ist von einem Käutnerschen Versuch die Rede, im Film „das Milieu der Novelle möglichst genau zu treffen, wo r ü b e r (!) der Film zu einem Kammerspiel geworden ist, das Atmosphäre und Darstellungskunst, aber wenig Filmkunst aufweist.“ Atmosphäre aufweisen? Was heißt überhaupt, in diesem unbestimmten Sinn, „Atmosphäre“? Und ist nicht Darstellungskunst ein Unterbegriff der Filmkunst? — „Daß die Natur zusehr nach Atelier aussieht, kann man verschmerzen, wenn man... ein Gefühl dafür hat, die menschliche Wärme... zu spüren.“ Ausschauen soll hier gewiß nicht komisch gestellt, sondern elegant klingen; bessere Leute sagen ja auch „Auf Wiederschaun“ statt „Wiedersehen!“ Und ein Gefühl fürs Spüren — das heißt doch wohl ein Gefühl für das Gefühl? Unnötig aufgequollene Sprache, die richtig lauten müßte: „... ein Gefühl für die menschliche Wärme... hat.“ — Seite 6: „Wie Käutner dies in seiner gekonnten Art glaubhaft macht, hieße den Film zerreden.“ Zerstreute, rasch hingeplauderte Sprache, die notwendige Satz-Teile verschluckt, scheint „gekonnt“, ist aber eben leider nur defekt. Der „gekonnten Art“ tritt dann wenig später, immerhin in Führungszeichen, der „gemußte“ Kotau zur Seite!

Und nun beginnt es, das ganze Heft hindurch, zu „heren“: „Der Film hat vom Drehbuch her viele Ansätze...“ statt: das Drehbuch des Films hat viele Ansätze; „vom Filmischen her betrachtet...“ statt einfach: film- (oder: aufnahme-)technisch; „... durch die Gestaltung vom Bild her den Stoff auszuschöpfen...“ statt: durch ausdrucksvolle Bildgestaltung; „vom Äußeren her — dem heute gedrehten Schwarz-Weißfilm ähnlich“ statt einfach: äußerlich (oder: technisch) dem heute gedrehten... Dieses „vom... her“ erweist sich fast überall als ein überflüssiger, ähnlich wie das schreckliche „irgendwie“ und „irgendwo“ die Sprache vage machender und leer aufbauschender Ausdruck; dazu treten nicht weniger unnötige und verblasene Substantivierungen wie „das Filmische“ — ein Wort, das im Munde von Filmfachleuten

Deutschland will wissen was geschehen ist!

DER NATIONALSOZIALISMUS DOKUMENTE 1933-1945

DM 3,30

100000 Exemplare sofort nach Erscheinen verkauft

FISCHER BÜCHEREI



BRENNSTOFFE
HEIZÖLE

KOHELENUNION

FRANKFURT/MAIN

SAVIGNYSTRASSE 5

RUF: SAMMEL-NR. 77 08 71

BAUSTOFFE
FLIESEN



... Eingemauert ...

Günter Grass

Ich baute nicht ein beliebiges Haus. Meine Baustelle war nicht der gewöhnliche Platz, den sich die vielen für mühsam Erspartes kaufen, um sich dort ein Dach, ein x-beliebiges Dach über dem Kopf zu errichten.

In der Längswand meiner Studierstube wurde ein fünfjähriger Stier eingemauert, das nackte Mauerwerk sodann sorgfältig verputzt, später zweimal mit einem Anstrich versehen, heiter tapeziert und über die Stelle, hinter der des Stieres Haupt verblieben war, hängte ich einen leeren Barockrahmen.

Sie wissen, daß mein Name früher auf mancher Corrida angekündigt wurde, daß ich mit zu den geachteten Toreros gehörte, daß ich mir in der Arena ein Hüftleiden zuzog und fortan gezwungen war, mein geliebtes Werkzeug an die Wand zu hängen.

Sie werden es erraten haben. Links und rechts vom Barockrahmen befestigte ich meine guten, alten Waffen, hing dieses und jenes Foto auf und gab so dem Zimmer den Charakter einer Veteranenstube. Ein gutes Leben führte ich. Den Stier war ich los, im Garten hütete ich Blumen. Gelbe, weiße, zartblaue, allenfalls violette; eine gewisse Farbe sparte ich aus. Mit Vorsicht umgab ich mich und mit Zäunen. Aber ein Zaun hält sich selbst kaum zusammen. Was tut man gegen die Post. Täglich kam dieser freundliche Uniformierte, grüßte halb militärisch — er kannte mich aus meiner Glanzzeit — und übergab mir ein leichtes Kuvert.

Natürlich hütete ich mich, diese Briefe zu öffnen, zu lesen. Auch wenn kein Absender angegeben war, wußte ich doch: Meine ehemalige Verlobte hat wieder einmal ihr Tintenfaßchen geöffnet. Nein, dachte ich, was von meiner Verlobten kommt, kann nicht gut sein. Es wäre töricht in diesem Brief zu lesen — lieber schreibe ich ihr.

Sie müssen wissen, daß ich die Trennung von Elvira als endgültig betrachtete. Wie jede große Liebe, endete auch unsere banal. Eines Tages konnte sie das Geräusch nicht mehr vertragen, das Äpfel laut werden lassen, wenn man sie mit gesunden Zähnen anbeißt und in feierlicher Ruhe bis zum kernigen Ende verzehrt. Dieses Krachen gefiel ihr nicht. Sie hörte darin Knochen splintern, Urgewaltiges ins Knie brechen, kurz, es war ihr diese bekömmliche Nachspeise nichts anderes, als ein Arenageräusch, und davon wollte sie nie wieder hören. Wenn auch das Hüftleiden damals der Anlaß war, für immer aus dem gefährlichen Rund zu steigen, gab Elvira doch den Ausschlag. Stier oder Liebe, sagte sie. Ich wählte die Liebe. Bald hatte ich weder Stier noch Liebe, züchtete einfältig Blumen, saß vor dem leeren Barockrahmen und dachte mir etwas dabei.

Die Post. Täglich kam sie. Täglich antwortete ich, ohne gelesen zu haben. Immer annehmend, daß Elvira gleich mir nicht mit dem Brieföffner Umgang pflegte, schichtete ich Stapel um Stapel und versiegelte halbjährlich mit grobem Bindfaden. Das war ein fleißiges Epistelschreiben. Ich verteidigte das laute Äpfelessen, sie eiferte sicher mit schöner, steiler Schrift übers gleiche Obst.

Der Teufel stellte ein Bein. Schrieb ich doch eines Tages: Der Kompromiß wäre möglich. Ich würde fortan nur weiche

Birnen, Pflaumen und Pfirsiche zum Nachtmahl auftragen lassen, sie möge doch kommen und hören, wie sich das ausnehmen würde. — Sie kam, Elvira kam. Alle Zettel hatte sie gelesen, täglich hatte ihr Brieföffner mich offenbart, und nun wollte sie Birnen hören, ja, sie brachte mit: Gelbe Williams.

Es kam nicht zu diesem Mahl. Kaum betrat Elvira mein Veteranenzimmer, schrie ich auch schon: „Elvira, den Rock aus. Ich bitt' dich, den Rock herunter, du weißt nicht, was du tust.“ Zu spät kam mein Warnruf. Das Mädchen, nein, das geliebte Mädchen konnte den tomatenfarbenen Stoff nicht mehr von sich nehmen. Gräßlich zerbarst die Mauer, mitten durch den leeren Barockrahmen, das vergoldete Geviert mit den Schultern vom Haken reißend, sprang der Fünfjährige, schnaubte Mörtel und Ziegelsplitt, stampfte, daß man das Schlimmste befürchten mußte. Ach, schrie Elvira, ach verwünschte sie ihre grelle Kleidung. Schon senkte der mächtige Kopf sich, schon unterlief das Auge; zwei Sprünge machte ich, riß von der Wand, was dort zum Andenken hing, hieb durch die Zimmerluft, nahm die bezeichnende Haltung ein, umtanzte den Gereizten, versuchte mit all meiner Kunst diese Hörner, an denen noch die Tapete fetzte, von Elviras heiligem Unterleib zu locken. Da, jetzt sah ich die Stirn, jetzt kam mir das Auge bekannt vor, be-



Zeichnung: Antje Sengpiel

Alphonse Daudet und der Regen

Jacqueline van de Sande

Draußen regnet es.

Im Blick meiner Kleinen ist Leere. Sie sehen nichts. Nichts fesselt sie. Nur Pamela, den Kopf auf die Hände gestützt, sieht dem Regen zu. Ihre schwarzbestrumpften Beine schauen baumelnd unter den leichten Tischen hervor. Die französischen Bücher zeigen alle auf derselben Seite dasselbe Bild: eine kleine Ziege, die mit hoch erhobenen Hörnern auf die Berge klettert.

„Also, Pat?“

Pat fährt zusammen. Sie döste ganz hinten in der Klasse unter einem Plakat der französischen Eisenbahnen vor sich hin.

„Also, Pat, Sie erinnern sich noch an Alphonse Daudet? Wer war Alphonse Daudet? Wo hat er gelebt?“

Unruhig blicken ihre Augen durch die Brillengläser. Pat kneift sie zu, blinzelt, kneift sie wieder zu. Sie steht auf. Sie umklammert mit beiden Händen die Rückenlehne ihrer Bank und senkt den Kopf. Jennifer sitzt breit in der ersten Reihe. Pamela betrachtet die zitternden Geranien. Valery spielt unruhig mit dem Deckel ihres Federkästchens. Der Regen trommelt gegen die Scheiben. Die Tränen rinnen schneller. Schwarze Kapuzen gleiten am Fenster vorbei und eilen in die Stadt. Die Plakate erinnern an den Bahnhof, an die hohen verrusteten Häuser und an die im Rauch trocknende Wäsche.

„Nun, Pat, Sie wissen also nicht mehr, wer Daudet ist?“

Pat schaut auf. Ihre Augen flehen mich an. Ihre Hände

umklammern noch fester den Arbeitstisch. Nein, sie weiß es nicht, weiß nicht mehr, wer Daudet ist.

„Setzen Sie sich, Pat.“

Pat setzt sich und schaut nach unten.

„Und Sie, Valery, erinnern Sie sich nicht mehr an die Mühle, an die Provence?“

Valery schüttelt den Kopf. Sie stellt sich auf ein Bein, während das andere, hinter ihr kreisend, Gleichgewicht zu halten versucht.

„I don't know, Mad'meselle.“

„Auf Französisch, Valery.“

„Jeu neu sèee pas“, sagt Valery und betont nur noch ihr stelzenhaftes Aussehen.

„Setzen Sie sich, Valery.“

Valery setzt sich wieder brav hin.

Ich will mich nicht aufregen. Sie wissen aber doch von mir, daß Alphonse Daudet Bücher geschrieben hat. Ich habe ihnen von der Mühle erzählt, von der Provence, von den großen, dunklen Zypressen und von der Sonne. Ich will mich nicht aufregen. Es beginnt schon zu dämmern, die Wände sind schon zu grau, das Schwarz-Weiß der Eisenbahnplakate drückt schon allzu sehr auf die Seele; „Visitez la France“, während draußen der englische Winter an den Scheiben heruntertröpfelt und man das sichere Gefühl hat, daß man ihm noch zwei Monate ausgeliefert ist und die Jonquillen noch unter der Erde sind.

„Und Sie, Jennifer, haben Sie etwas behalten? Wo hat Daudet gelebt?“

griff ich es wieder das furchtbare Dreieck. Passieren ließ ich ihn. Oh Elvira, dein Rock! Kniend wartete ich. Dein Tuch wie Nasenbluten, Elvira! Die Feder kann nicht so biegen, wie ich mich ihm bog und ihn schmückte. Wenn auch das Zimmer klein ist, Elvira, jubelt dein Herz nicht, wenn du sein Knie brechen hörst? Denkst du noch immer an jene leidigen Äpfel? Sein schönes Auge läuft über, seine Brust klingt aus, der Barockrahmen rahmt ihn, Blattgold springt von den Leisten und schwimmt auf dem Fluß, dem er Quelle ist.

Nur einen kleinen Schritt machte das Mädchen dem nun zur Ruhe gekommenen Berg entgegen: „Hast du noch mehr Stiere hinter der Tapete?“ Hauchte sie kaum und wies mit Fingern auf die noch heilen Wände. „Hundert!“ War meine Antwort. „Zieh den Rock aus Elvira! Hundert dreieckigen Stierköpfen flattert dein Tuch vorm Auge.“

Schnell zog sie damals aus. Mehr noch als diesen modischen Stoff nahm sie von sich, teils um der mauersprengenden Kraft zu entgehen, teils um in mir ihren Retter zu spüren.

Heute ist Elvira meine Frau. Sie pflegt den Garten und hält meinen Sohn an der Hand. Die Mauer haben wir schließen lassen. Kein Stier träumt mehr hinter Tapeten. Kein leerer Barockrahmen wartet mehr auf ein Bildnis. Doch mich hat die Arena wieder. Auf den Plakaten spricht sich mein Name aus, und wer mich überraschen will, der muß ein Hotelzimmer im Hafen ausfindig machen. Dort sitze ich auf einem rohen Stuhl, in einem halbdunklen, feuchten Loch und schlage mein Gebiß in platzvolle Äpfel, betrachte den Biß und finde immer wieder bestätigt, daß mein Zahnfleisch blutet.

Jennifer, ein untersetztes Mädchen mit roten Wangen und dunklem Haar, erhebt sich schwerfällig. Jennifer verkauft donnerstags abends „frites“ im Omnibus. Sie schaut mich mit wehem Blick an. Sie möchte mir gern eine Freude machen sich an etwas erinnern, aber hinter ihrer vor Anstrengung faltigen Stirn regt sich nichts. Jennifer erinnert sich tatsächlich an nichts. Daudet, die Mühle, die Provence ... Wirklich an nichts.

„Setzen Sie sich, Jennifer.“

Jennifer nimmt wieder in der ersten Reihe Platz. Keiner hat etwas behalten. Der Regen ist stärker geworden. Fast zerbrechen die Scheiben. Die Geranien biegen sich, neigen die Köpfchen. Die Wände sind schwarz, von französischem Ruß überzogen. Visitez la France! Meine Kleinen erstarren im Nebel, in diesem Winter, der uns so erdrückt, in diesem Regen, der draußen den gelben Schmutz braut, der sich an unsere Strümpfe und Schuhe heftet und uns auf Schritt und Tritt auf den endlosen Straßen begleitet.

Ich lächle ein wenig und wiederhole langsam — damit sie auch gut folgen können — dieselbe Geschichte.

„Daudet lebte in einer Mühle, in der Provence, einer französischen Landschaft, mit blauem Himmel, ewig blauem Himmel. Daudet legte sich auf die Wiese. Er schaute auf die Flügel seiner Windmühle und sah, wie sie sich langsam vor dem blauen Firmament drehten. Das Leben war voller Frieden. Sanft ist das Leben in der Provence. Die Sonne, die heiße Sonne scheint dort unermüdlich, und auf den Häusern leuchten rote Ziegeldächer. Große Zypressen recken sich dort empor, und die Grillen zirpen ...“

Meine Kleinen hören aufmerksam zu. Ein goldener Glanz erfüllt ihre leeren Augen, aber draußen regnet es unaufhörlich, und auf den gläsernen Karos weben die Tropfen einen Vorhang aus Tränen.

Das Vaterland der Nonkonformisten

Wer, zu welchem Zweck auch immer, in Dokumenten aus den ersten deutschen Nachkriegsjahren forscht, wird die Bedeutung nicht verkennen können, die der Begriff der „tabula rasa“ zu jener Zeit besaß. Summarisch freilich, aber nicht ohne Prägnanz umschrieb er das Bewußtsein vieler Deutscher, die sich zwischen dem Ende des tausendjährigen Reiches und dem Anfang einer ungewissen Zukunft im geschichtlichen Niemandsland wähnten — hatte doch, wie es schien, der Zusammenbruch den persönlichen Lebenszusammenhang weithin zerstört, Traditionen ausgelöscht, Konventionen aufgehoben und die Basis der materiellen Reproduktion zudem erheblich geschmälert. Nur dieses Bewußtsein speiste den eigentümlichen Enthusiasmus, der damals die Diskussion der abstrusesten Pläne für den Neubeginn begleitete; nur die Annahme der tabula rasa erlaubte ein Buch, in dem von der deutschen „Daseinsverfehlung“ die Rede war.

Wir wissen heute, daß die tabula rasa als objektiven Zustand damals nur in einem sehr eingeschränkten Sinne gab und daß die Geschichte den Deutschen nach 1945 keinen Dispens gewährte. Im Gegenteil: Zwölf Jahre später haben sich die Verhältnisse in Deutschland unter dem Vorzeichen des Ost-West-Konflikts bereits bis zu einem Grade „normalisiert“, der es einer beträchtlichen Zahl von Westdeutschen nur zu nahe legt, sich mit ihnen abzufinden und jede Erinnerung an die tabula rasa aus dem Gedächtnis zu streichen. Aus der Zeit der „schönen Not“ ist, um zwei Formulierungen des im folgenden zur Debatte stehenden Buches von Erich Kuby zu gebrauchen, hierzulande die „Plage mit dem Wohlstand“ geworden. Jedoch haben sich die Westdeutschen, was ihr Verhältnis zu den wirtschaftlichen, politischen, sozialen und vor allem den geistigen Veränderungen seit 1945 angeht, in zwei sehr ungleiche Gruppen geteilt: Der Mehrheit der sogenannten „Konformisten“ steht eine (intellektuelle) Minderheit der sogenannten „Nonkonformisten“ gegenüber. Die Auseinandersetzung zwischen beiden wird heute von dem ebenso leidenschaftlichen wie verzweifelten Versuch der Nonkonformisten bestimmt, ihren Gegenpart vom eingeschlagenen Weg der allzu bereitwilligen Gewöhnung an die bestehenden Verhältnisse abzubringen und ihn, der vorgeschrittenen Stunde zum Trotz, an die „Stunde Null“ und deren Einsichten zu erinnern.

Es ist notwendig, diese allgemein bekannten Tatsachen in wenigen Sätzen noch einmal zu referieren, um die Position des Autors Erich Kuby und den Stellenwert des Buches genauer bezeichnen zu können, das er kürzlich unter dem Titel „Das ist des Deutschen Vaterland. 70 Millionen in zwei Wartesälen“ hat erscheinen lassen. Kuby ist Nonkonformist. Seit langem löckt er beharrlich wider den Stachel. In seinem Buch versucht er, uns die — geteilte — deutsche Wirklichkeit des Jahres 1957 vor Augen zu stellen; freilich nicht als Momentaufnahme oder weitgespanntes Panorama. Die Methode, deren er sich bedient, ist eine Art beschreibender Analyse, die auf die historischen Voraussetzungen der gegenwärtigen Verhältnisse so wenig wie auf die Untersuchung ihrer Einzelheiten verzichtet. Doch zählt Kuby keineswegs zu jener Gruppe unter den Nonkonformisten, deren politische Weisheit und intellektuelle Radikalität sich einzig darin äußern, die bestehenden Verhältnisse und die ihnen zugrunde liegende Politik in Bausch und Bogen zu verwerfen und stattdessen das Credo von der tabula rasa des Jahres 1945 desto lauter herzubeten. Er weiß, mag er diesen Umstand auch bedauern, daß Weltgeschichte und Weltpolitik Deutschland nach 1945 keine Atempause gegönnt haben (wie es verfehlt wäre, anzunehmen, daß die Nonkonformisten, von der dargestellten Ausnahme abgesehen, diesen Tatbestand leugneten; ihre Auseinandersetzung mit den Konformisten ist deshalb im wesentlichen ein Methodenstreit über die Konsequenzen, welche die deutsche Politik aus dem Jahre 1945 hätte ziehen sollen). Kuby bestreitet mitnichten, daß das Chaos geordnet, der Wiederaufbau vorangetrieben, politische Instanzen etabliert und Antworten auf die Frage nach Deutschlands Stellung im Ost-West-Konflikt gefunden werden mußten. Er stellt jedoch leidenschaftlich in Abrede, daß wir dabei den richtigen Weg beschritten hätten. Kubys Alternative läßt sich in einem Satz zusammenfassen. Sie lautet: Sofern uns Deutschen die staatliche Einheit lieb und die Lehren des Zusammenbruchs teuer gewesen wären, hätten wir nach 1945 eine Politik der Improvisation betreiben müssen. Dies ist der sachliche Kern von Kubys Buch über des Deutschen Vaterland anno 1957.

Was haben wir unter einer Politik der Improvisation zu verstehen? In zwei eindrucksvollen Kapiteln über die Vorgeschichte der deutschen Teilung und der heutigen Bundesrepublik versucht Kuby, den Punkt des verhängnisvollen Umschlages zu fixieren. Auf der Konferenz von Potsdam widersetzten sich die Westmächte dem russischen Vorschlag einer einheitlichen deutschen Staatsverwaltung, um das Ruhrgebiet Stalins Einfluß entziehen zu können; drei Jahre später erliegen die westdeutschen Ministerpräsidenten auf der Konferenz von Herrenchiesee der Versuchung, einen westdeutschen Staat zu konzipieren, obwohl ihnen die außenpolitische Gefahr dieses Vorhabens, die Ver-

ewigung der deutschen Teilung, bewußt ist. Eine deutsche Politik der Improvisation hätte also in der konsequenten Vereitelung und Unterlassung aller Handlungen bestehen müssen, welche die deutschen Verhältnisse, durch den Zusammenbruch und die Uneinigkeit der Alliierten völlig offen, aus vorläufigen in endgültige verwandelt hätte, bevor eine alle Beteiligten befriedigende Lösung gefunden war. Im Falle der Konferenz von Herrenchiesee: in der Weigerung der Ministerpräsidenten, vor der endgültigen Wiedervereinigung im westlichen Teil Deutschlands ein politisches Gebilde zu schaffen, das über die einzelnen Länder hinausreichte.

Es ist Kuby bei der Erläuterung seiner Alternative nicht nur um außenpolitische oder staatsrechtliche Probleme, sondern auch um die Chance zu tun, daß diese Improvisation des deutschen staatlichen Lebens Zeit und Spielraum genug geschaffen hätte, wirklich einen neuen Anfang im Rahmen des Möglichen zu setzen. Dazu ist es nicht gekommen. Zwei deutsche Teilstaaten wurden konstituiert und in die Fronten des kalten Krieges eingegliedert; im Osten wird die gesellschaftliche Anatomie mit Gewalt umkonstruiert, im Westen ist, weil die Pläne für einen Neubeginn nicht ausreifen konnten, ein Zustand eingetreten, den Walter Dirks als Restauration charakterisiert hat. Die Entwicklung der beiden Teilstaaten läuft auseinander, weil sich ihre politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse im Namen der inneren Stabilisation zunehmend und zwangsläufig verfestigen. Ja, jeder der beiden Staaten muß sich nach dem Gesetz, nach dem er angetreten, um seines Fortbestandes willen gegen alle Schritte sperren, die uns der Wiedervereinigung näher bringen könnten. Mehr noch: Die Bewohner der Bundesrepublik arrivieren auf Kosten der Brüder und Schwestern in der Sowjetzone und vertagen die Lösung des nationalen Grundproblems umso bereitwilliger, als sich der Aufschub der Wiedervereinigung mit dem behaglichen Genuß der Früchte des Wohlstandes verknüpfen läßt. Die Konjunktur des Vergessens blüht und wirft für die Regierungspartei reichlichen Gewinn ab.

Kuby nennt dies die „kleine Lage“ und untersucht ihre Merkmale im Hinblick auf die „große Lage“, worunter er den Ausgleich zwischen Ost und West und die vollzogene Wiedervereinigung versteht. Die Gefahr, daß sich dann die beiden deutschen Armeen, weil von der ideologischen Verhetzung in beiden Teilen Deutschlands am wenigsten kompromittiert, vereinigen und möglicherweise eines Tages gemeinsam zur Rückeroberung von Breslau, Danzig und Königsberg ausziehen könnten, hält er für wahrscheinlicher als die Gefahr, daß beide Armeen aufeinander schießen. An diesem Punkt jedoch treten die Schwäche seines Buches und das Dilemma jeder Spielart dieser aktuellen politischen Publizistik deutlich hervor. Verlängert sie ihre Analyse in die Zukunft, so muß sie, weil sie ihre Beweisführung allein auf die Vergangenheit und Gegenwart stützen kann, notwendig spekulativ werden. Hinzu kommt, daß die Beschränkung auf den politischen Bezirk ihr den Erfolg verdirbt. Um glaubwürdige Konsequenzen für die Zukunft voraussagen zu können, muß sie auch andere Sektoren der gesellschaftlichen Totalität in ihre Analyse einbeziehen. Kuby, der dieses Dilemma spürt, bemüht sich deshalb auch in dieser Richtung. Aber seine Versuche, etwa die deutsche Teilung als einen Reflex des innersten Wesens der

Deutschen (nämlich auch hier die fatalsten Dinge um ihrer selbst willen zu tun) hinzustellen, sind unzulänglich und besitzen ihrerseits allenfalls spekulativen Wert. Eine solche umfassende Analyse vermag Kuby, dem Hier und Jetzt verschworen, um mit seiner Kritik an der politischen Gegenwart zu treffen, nicht zu leisten.

Wie vorauszusehen war, haben bisher die meisten Kritiker seines Buches genau auf diese Schwäche gezielt und von dort her auf den sachlichen Kern des Buches negativ geschlossen. Daß Kubys Methode in hohem Maße subjektiv gefärbt und willkürlich ist, daß ihm Leidenschaft, Sarkasmus und kalter Zorn die Feder führten, hat ihm außerdem den Tadel vieler und den Unwillen mancher Rezensenten eingetragen. Kein Wunder auch, wenn ihn die leidenschaftliche Subjektivität oft genug das Differenzieren vergessen ließ und seine Argumentation dem radikalen Einheitsbrei der Negation um jeden Preis gefährlich annäherte. In seinem ohnehin sträflich aphoristischen Kapitel über die Jugend zum Beispiel beklagt sich Kuby über deren Opportunismus und politische Indifferenz. Als Maßstab für dieses Urteil dient ihm die Tatsache, daß es in der Bundesrepublik unter den Studenten noch nie zu Unruhen gekommen ist. Solche Einseitigkeiten enthält das Buch die Fülle — und keine noch so überzeugend vorgetragene These von der Politik der Improvisation, keine noch so erschütternde Schilderung des privaten Alltags in der DDR oder kein noch so glänzend ausgearbeitetes Porträt Adenauers oder der Westdeutschen beim Konsumspiel vermag solche Schnitzer wettzumachen.

Im Vorwort des Verfassers auf dem Buchumschlag steht zu lesen, daß es in unserem Lande vielleicht nicht ganz überflüssig sei, darauf hinzuweisen, daß der Vortrag einer eigenen, sehr bestimmten Meinung nicht den Versuch bedeute, andere Meinungen zu unterdrücken; im Gegenteil, sie würden herausgefordert. Das wird niemand bestreiten. Aber der Vortrag einer eigenen, sehr bestimmten Meinung hat dort seine Grenzen, wo er die Wahrheit unterdrückt. Die einzige Antwort, zu der manche von Kubys Ausführungen herausfordern, ist die Feststellung, daß er sich nicht genügend um die Wahrheit bemüht habe. Dies ist umso mehr zu beklagen, als es Kuby damit seinen Gegnern leicht und seinen Freunden schwer macht, seine Thesen abzutun oder zu verteidigen. Schon hat Friedrich Sieburg in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ indirekt versucht, ihn als „Bundesnonkonformisten“ zu klassifizieren, der sich manche Meinung leisten könne, die anderen zu extrem oder ungenau sei; schon hat sich Klaus Harpprecht im „Monat“ Mühe gegeben, Kuby mißzuverstehen und als nationalistischen Querulanten auszugeben. Diese Kritiker nehmen mit der Berufung auf Nebensächlichkeiten die Reaktionen des Publikums nur vorweg. Ohne Zweifel ist Kubys Buch der bisher am breitesten angelegte und am konsequentesten durchgeführte Versuch, die Zwiespältigkeit der deutschen Situation vom Standpunkt eines, dessen Kritizität sich von den Prämien des Wohlstandes noch nicht bestechen läßt, darzustellen und der geistigen und politischen Trägheit hierzulande auf den Leib zu rücken. Aber schon die formalen Mängel seines Buches werden vielen Lesern und gerade denen, an deren Adresse es sich vor allem richtet, einen Vorwand liefern, sich seiner Analyse und dem Appell, den die Ergebnisse dieser Analyse enthalten zu verschließen.

Carl-Christian Kaiser

Erich Kuby: Das ist des Deutschen Vaterland. Scherz & Goverts Verlag GmbH., Stuttgart, 1957, 486 Seiten.

Was ist Bonn?

Was bedeutet der Name Bonn für die politische Entwicklung in Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg? Die Antwort auf diese Fragen fällt schon so manchem Deutschen sehr schwer, der doch mit den innerdeutschen Verhältnissen mehr oder weniger vertraut ist. Für viele ist und bleibt Bonn ein Rätsel. Man sagt „die dort in Bonn“ und hat im Grunde genommen doch nur blasse Vorstellungen von dieser Stadt und von der Art, wie in ihr hohe Politik gemacht wird.

Einem Engländer beispielsweise kann man Lage, Bedeutung und Gewicht Bonns innerhalb der deutschen Kräfteverhältnisse überhaupt nicht richtig klarmachen. Unter Berlin konnte und kann sich jeder Ausländer etwas vorstellen, der Name ist ein Begriff. Von Bonn hatten die meisten bis 1949 noch nie etwas gehört.

Man kommt am weitesten, wenn man einem Sohne Albions die Sache so erklärt: Stellen Sie sich vor, Südostengland würde von einer fremden Macht besetzt, nehmen wir ruhig an, von den Russen, die Metropole London würde geteilt und die Regierung Ihrer Majestät müßte in die kleine, 140 000 Seelen zählende

mittelenglische Stadt Derby umziehen. — Das Ergebnis solcher Vergleiche ist in jedem Falle Verblüffung. Aber langsam beginnt es dann auch dem Ausländer zu dämmern, was es für ein Volk bedeutet, auf die alte Hauptstadt, den Kristallisationspunkt der Nation, zu verzichten und statt dessen auf ein verschlafenes, provinzielles Universitätsstädtchen zurückgreifen müssen.

Die Welt nimmt den Namen Bonn als politischen „Qualitätsbegriff“ in Nachrichtensendungen schon als ganz selbstverständlich hin. Das Wort „Bonn“ bezeichnet für die Weltöffentlichkeit eine bestimmte Politik und bestimmte politische Fakten. Welche Unzulänglichkeiten und welche schwerwiegenden innenpolitischen Gleichgewichtsstörungen mit dem Bonner Provisorium für uns Deutsche verbunden sind, macht sich außerhalb unserer Grenzen niemand so recht klar. Um so wichtiger ist es, daß wir von Zeit zu Zeit darüber nachdenken.

Was ist Bonn? Ein Mathematiklehrer an einer Knabenoberschule würde das so definieren: Unter Bonn versteht man a) eine rheinische Universitäts- und Pensionärsstadt und b) den Sitz der deutschen Bundesregierung. Beide haben fast nichts miteinander zu tun.

Da ist das Bonn der „eingeborenen“ Bonner, der „Bönnschen“, wie sie sich selbst nennen: Ein urgemeinliches, wirklich ange-

Fortsetzung auf Seite 11



Jahrzehntelang
der Universität Frankfurt am Main
verbunden steht Ihnen immer das

Haus der Bücher

Gegründet: 1909

PETER NAACHER

FRANKFURT AM MAIN

Steinweg 3 (An der Hauptwache)

mit seiner

Buchhandlung für Universitätswissenschaften

Bockenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)

Telefon 68 76 44, 2 66 41

für Ihre Bücherwünsche zur Verfügung.

Unterrichten Sie sich bitte
unverbindlich über Ihre Studienliteratur

Fahrschule

POHL

Ermäßigung
für Studenten

Frankfurt am Main

Börsenplatz 5
Tel. 52 84 03

Camera

Lichtspiele

AN DER BOCKENHEIMER WART

Gräfstraße 79

Telefon 777291

Anfangszeiten:

14.15 · 16.30 · 18.45 · 21.00 Uhr

Nur 2 Minuten von der Universität erwartet
Ihren Besuch

In der 1. Vorstellung mit Studentenausweis DM 0,80

Briefe an die Redaktion

Der Modus der Nachbarn

Ende September unternahm die Liberale Hochschulgruppe Frankfurt eine Studienfahrt nach Wien, um in Gesprächen mit Politikern und Vertretern des Rings freier Studentischer politischer Probleme Österreichs kennenzulernen.

Eine Frage, die mit unseren österreichischen Freunden besonders diskutiert wurde und die das Interesse unserer Kommilitonen finden wird, war die Frage der Organisation der studentischen Selbstverwaltung.

Die studentische Selbstverwaltung ist in Österreich viel stärker politisch bestimmt als in der Bundesrepublik. Wenn ein Student in Wien für den Fachschafts- und Hauptausschuß (letzterer entspricht dem Studentenparlament) kandidieren will, so muß er sich zunächst auf die Suche nach 50 Unterschriften machen. Wer nicht organisiert ist, wird diese Unterschriften kaum zusammenbringen.

So kommen fast alle aus den großen studentischen Vereinigungen: Dem Wahlblock österreichischer Akademiker (CV, KV, Freier österreichischer Studentenklub), der der österreichischen Volkspartei angenähert ist, dem Ring freier Studentischer, der der Freiheitlichen Partei Österreichs nahesteht, den Sozialistischen Studenten (einer Parteisektion der SPÖ) und der Vereinigung demokratischer Studenten (KP).

Die Wahlen, die an allen Universitäten und Hochschulen gleichzeitig durchgeführt werden, ergaben im Januar 1957 für ganz Österreich folgendes Bild, das auch gewisse Rückschlüsse auf die Sympathien zuläßt, die die einzelnen politischen Parteien bei den Studenten genießen: Für Vertreter des Wahlblocks österreichischer Akademiker wurden 56% der Stimmen abgegeben, für Vertreter des Rings freier Studentischer 28%, für die Sozialisten 10%, die Kommunisten 1% und für die unabhängigen Kandidaten 5%. Die Wahlbeteiligung lag bei etwa 65%.

Dieses österreichische System gewährleistet eine bessere Auslese als die unsrige, bei der der studentische Wähler die Qualifikation daran erkennen muß, ob der Kandidat die schwierige Aufgabe meistern konnte, ein Paßbild für den Kandidaten-aushang zu beschaffen. Über die Aktivität der österreichischen Studentenvertreter, die nach der Wahl einen Platz in der Fraktion ihrer Vereinigung im Ausschuß einnehmen, wachen ihre Freunde mit genügendem Interesse, so daß es schwer sein dürfte, sich, wenn man einmal gewählt ist, wieder einfach in der Menge der Studenten zu verkümmeln, wie es bei uns leider vorkommen soll.

Der österreichische Student, der an einer Kandidatur interessiert ist, muß sich erst Ansehen und Achtung im Kreis seiner Vereinigung erwerben. Als Studentenvertreter wird seine Tätigkeit stets von seinen Fraktionskollegen kontrolliert. Auf diese Weise gewöhnt man die Studenten, die bereit sind, Verantwortung zu übernehmen, an die Verfahrensweisen politischer Arbeit, wie sie auch in den Parteien angewandt werden.

Wer nun meint, daß durch seine Mitarbeit in einer studentischen Vereinigung seine Unabhängigkeit zu sehr beeinträchtigt wird, kann in Österreich praktisch nicht kandidieren.

Die Zahl unserer westdeutschen Kommilitonen, die in einem zuweilen übersteigerten Individualismus ihre Abneigung gegen jede Art von Zusammenschluß sorgsam pflegen und die nicht berücksichtigen, daß sich erst durch die Mitgliedschaft in einer Vereinigung weitere Wirkungsmöglichkeiten eröffnen, ist aber noch zu groß, um eine der österreichischen ähnliche Lösung für die westdeutschen Universitäten möglich werden zu lassen, bei der andere Gruppierungen der Studentenschaft als in Österreich durchaus denkbar wären.

Klaus Guderjahn

Ideen — Ideale — Ideologien

Unter den Briefen an die Redaktion (Juni-DISKUS, Seite 11) fand ich eine Stellungnahme zu meinem gleichnamigen Aufsatz von Karl-Erich Bethke. Ich darf vorab gestehen, daß diese Kritik mit beachtlichem Aufwand Beziehungen aufgriff, die mich weniger in Frage stellen, als darauf abzielen, besondere Kenntnisse auszubreiten. Das gilt vor allem im Hinblick auf Kants Begriff der Idee, den ich kaum in dieser Ausschließlichkeit gemeint haben konnte. Ferner ist es wohl angebracht, die allzu behend böswillige Polemik zu übergehen, ich hätte ur-hafte Gedanken vorgetragen. Mir scheint, als dürfe ich dies für mich weder im Sinne von erstmalig Gedachtem noch in dem einer völligen Unbelastetheit von dem inzwischen Gedachten beanspruchen. Schließlich bleibt mir angesichts einer entscheidenden Partie nur der Dank dafür, daß hier meine Schlußfolgerungen als möglich bescheinigt wurden.

Zur Sache selbst: ich sehe nicht ein, weshalb die Definition der Idee als Urgedanke, Urbild, ja, als Vernunftbegriff das drängende Leitmotiv ausschließen soll, mit Ideen in diesem Sinne die Realität zu gestalten. Hier liegt doch im Gegenteil, historisch betrachtet, eine durchaus korrespondierende Wirklichkeit vor. Ferner: die Trennung der Ideologien von Ideen und Idealen ist sicher nichts Selbstverständliches. Ist sie es nur deshalb nicht, weil sie als tragende Kräfte des Geschichtlichen ja nichts Äußerliches darstellen? Mir scheint vielmehr, historische Abstraktion könne und müsse hier entscheiden. Dabei ist gewiß zuzugestehen, daß auch für Ideen und Ideale gelten kann, was auf Ideologien zutrifft. Sie alle neigen zu totaler Geltung, also auch potentiell zu unbedingter Perversion. Aber einmal war es mir wohl nicht darum zu tun, für Ideen und Ideale einzutreten, die nicht mit der Wahrheit schlechthin identisch zu sein vorgeben (was Ideologien stets behaupten, ja, offensichtlich behaupten müssen). Und zum anderen läge allein in der Möglichkeit, daß geltende Ideen unbeschadet ihrer Existenz andersgläubige Minderheiten dulden können, wohl hinreichend Berechtigung für eine auch sonst denkbare Unterscheidung von den Ideologien vor. Den Wert aber konnte ich unter diesem Aspekt wohl schwerlich von den Ideen und Idealen trennen, weil sonst unendlich geworden wäre, was ich darzulegen versuchte.

Abschließend gesteht Karl-Erich Bethke, daß es darauf ankomme, „solche Zustände zu schaffen, in denen die Notwendigkeit von Ideologien entfällt“. Diese Überzeugung ist ihm schon deshalb unbenommen, weil ich sie teile. Wenn er unmittelbar darauf aber meint, daß sich dann die Ideen schon von selbst einstellen, so ist diese Formel nicht nur billig. Sie löscht im

Grunde wohl auch völlig aus, was überhaupt an Gegenpositionen gegen meinen Aufsatz mobilisiert werden könnte.

Endlich: blank sind niemals Ideen gegen schlechte Realitäten (wohl Ideologien) zu setzen. (Warum im übrigen jetzt der Vorwurf der blutleeren Theorie, der ich überhaupt aus dem Wege ging und deren Mangel mir eingangs angekreidet wurde?) Doch noch gilt es wohl, diese Ideen bei uns überhaupt erst wiederum herauszubilden. So konnte es — in der wechselseitigen Erhellung durch Ideologien — nur bei dem „principiis obsta!“ einer eventuellen Totalisierung der Ideen bleiben. Bodo Scheurig

Was ist Bonn?

(Fortsetzung von Seite 10)

nehmes, nettes Städtchen mit heute rund 160 000 Einwohnern. Die Stadt besteht aus einem entzückenden Stadtkernchen, das neben anderen historischen Sehenswürdigkeiten das schöne romanische Münster und das Geburtshaus Beethovens birgt, und aus verschiedenen Dörfern, wie Dottendorf, Enderich, Poppelsdorf und Kessenich, die durch scheppernde Straßenbahnwagen, Baujahr 1904, mit der Innenstadt verkehrstechnisch verbunden sind. Die Straßen der Stadt sind so eng, daß sich ihre Bewohner mit Vorliebe durch die offenen Fenster von Haus zu Haus unterhalten.

Die Bewohner des Städtchens gliedern sich in eine Anzahl Karnevals- und Gesangsvereine. Der Karneval gibt der Stadt das Gepräge und macht mindestens für sechs Monate im Jahr den eigentlichen Lebensinhalt ihrer Bewohner aus. Während dieser sechs Monate wird das Geld ausgegeben, das im Laufe des Jahres durch das Vermieten von Zimmern an Studenten und Regierungsbeamte eingekommen ist.

Damit wären wir bei der Universität. Die Studenten sind, neben dem Karneval, eines der vorherrschenden Elemente der Stadt. Sie sind ein wichtiger Erwerbszweig für die Bewohner und bestreiten zu einem guten Teil das gesellschaftliche und das geringe Nachtleben Bonns. Die Stadt fühlt sich bewußt als Universitätsstadt.

Aber nicht als Regierungssitz. Die Anwesenheit der Bundesregierung und anderer repräsentativer Körperschaften ist der Mehrzahl der Eingeborenen Bonns völlig gleichgültig. Wenn man über den Bonner Gemüsemarkt geht, so möchte man meinen, die Mehrzahl der dicken Marktfrauen habe von der Tatsache, daß Bonn gegenwärtig Deutschlands stellvertretende Hauptstadt ist, noch nie etwas gehört. Wer da behauptet, die Bonner hätten sich in den letzten acht Jahren eine Art hauptstädtisches Bewußtsein zugelegt, der hat offenbar mit keinem richtigen „Bönnchen“ gesprochen.

Das aber ist der Regierungssitz Bonn, der politische Mittelpunkt Westdeutschlands: Er besteht im wesentlichen aus einem mittelgroßen, aus verschiedenen Bruchstücken zusammengefügt, am Rhein langhingestreckten Gebäude. Das ist das Bundeshaus, der Sitz des Parlaments. Hier liegt das Zentrum der hauptstädtischen Betriebsamkeit. Gleich gegenüber haust in mehreren Holzbaracken die Presse. Die Bonner Büros der großen internationalen Blätter und Agenturen reihen sich Wand an Wand. Wer beim Diktieren einmal Luft holen muß, hört zwischendurch, was am nächsten Tag die Konkurrenz berichten wird. Fachleute vermuten hier die Ursache des oft beklagten „Bonner Zeitungs-Einheitsstils“. Nachrichtenbörse ist das sündhaft teure und dabei schlechte Bundeshaus-Restaurant. Andere Treffpunkte der politischen Betriebsamkeit, von den Kaminen der Ministerien abgesehen, hat bisher auch kein noch so findiger Reporter ausmachen können.

Photodruck
preisgünstig für alle
Drucksachen.
Dissertationsdruck.

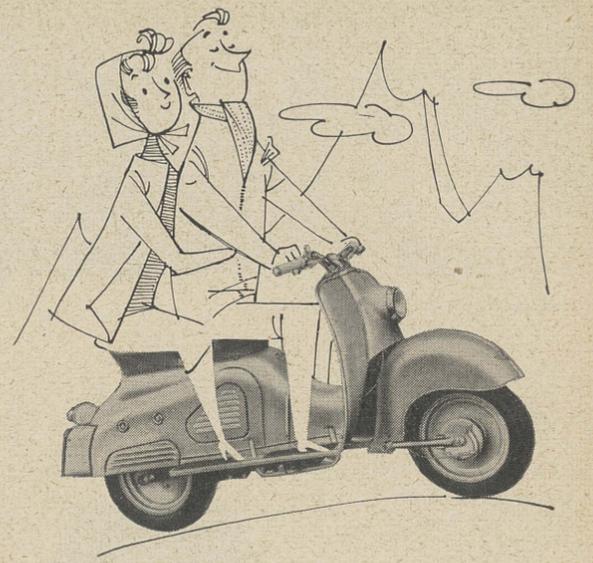


Geographisch erstreckt sich der Begriff „Bundeshauptstadt Bonn“ weiter. Die Botschaften, Ministerien und Diplomaten-Villen liegen auf einem Großraum rings um Bonn verstreut, der von Köln bis nach Rolandswerth, 15 Kilometer südlich von Bonn reicht und in dem zusammen über 300 000 Menschen leben. Dieser Großraum, durch schnelle elektrische Bahnen zu beiden Seiten des Rheins verbunden, wächst in immer rasanterem Tempo zu einer Großstadt zusammen. Das Gelände zwischen Bonn und der neun Kilometer weiter südlich liegenden, 60 000 Einwohner zählenden Stadt Bad Godesberg ist nahezu völlig zugebaut. Vor acht Jahren wogten hier noch Getreidefelder.

Alles das ist Bonn, eine Hauptstadt ohne hauptstädtischen Pulsschlag, eine politische „Metropole“ ohne politische Gestaltungskraft. In Bonn wird das politische Geschick Deutschlands verwaltet, aber nicht entschieden. Bonn ist das Symbol des „hinhaltenden Widerstandes“ gegen die kommunistische Woge, aber nicht die Ausgangsstellung des geistigen Gegenschlages. Von Bonn aus kann man die Kräfte Deutschlands nicht erfassen, zusammenfassen und lenken. Darin liegen Elend und Unzulänglichkeit des Bonner Provisoriums. Bgt

Von der Justus Liebig-Universität Gießen

Professor Dr. Wulf Emmo Ankel, Ordinarius für Zoologie und vergleichende Anatomie, wurde für die Amtszeit vom 1. Oktober 1957 bis 30. September 1958 zum Rektor der Justus Liebig-Universität gewählt.
Prof. Dr. Karl Scharrer, Ordinarius für Agrikulturchemie und Direktor des Agrikulturchemischen Instituts, wurde von der Hochschule für Bodenkultur Wien die Würde eines Ehrendoktors verliehen.
Prof. Dr. Alfred Brüggemann, em. Ordinarius für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten, wurde von der Deutschen Gesellschaft der Hals-, Nasen- und Ohrenärzte zum Ehrenmitglied ernannt.
Privatdozent Oberregierungs-Medizinalrat Dr. med. Richard Kraemer, Chefarzt der Versorgungsärztlichen Untersuchungsstelle Rheinland-Pfalz, Mainz, wurde zum apl. Professor ernannt.

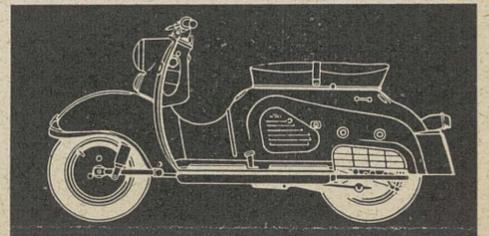


Eine Leistung, die man sich leisten kann

Groß sind die Anschaffungswünsche heutzutage. Wie leicht übernimmt man sich bei ihrer Realisierung! Oft wird dann aus einer gepriesenen Entlastung eine drückende Sorge.

Nicht so beim Kauf einer Bella! Sie bietet mehr als sie kostet, ist robust und nahezu unverwundlich.

Stets sind Bella-Fahrer Herren der Technik und der Zeit, nicht ihre Diener. So ist die formschöne Bella eine Leistung, die man sich wirklich leisten kann.



Bella 150 ccm 7 PS, Bella 200 ccm 10 PS

Starke und wirtschaftliche Zündapp-Zweitaktmotore in bekanntem gutem Fahrwerk, unter vorbildlicher Karosserie. Schon ab DM 375,— Anzahlung.

ZUNDAPP-WERKE G.M.B.H. NURNBERG - MUNCHEN - WERK NURNBERG

KUNSTHANDLUNG

Karl Vonderbank

VORM. TRITTLER

FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11

Gemälde · Aquarelle · Stiche

Reproduktionen

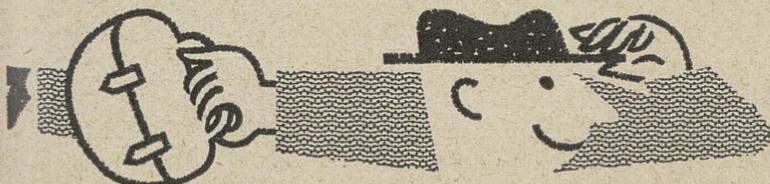
Einrahmungen in eigener Werkstatt

PHILIPP HOLZMANN

AKTIENGESELLSCHAFT · FRANKFURT AM MAIN



HOCHBAU - TIEFBAU - SPANNBETONBAU
INDUSTRIEBAU - STEINMETZBETRIEBE
ZIEGELEIEN



Modern reisen...

Modern zahlen
über ein Postscheckkonto

Jedes Postamt
berät Sie gern





Wegweiser für Donnerstag, 17. Okt.



Stanztos Graue

Das Ballett-Théâtre de Paris
sikalisch entwickelt aus
Spannung setzt die me
villa-Lobos' aus und man
sich klopfend und klatschend
Takt für Takt aufgebaut
den Sätzen der Sonate für
von Bartók. Die
noeme

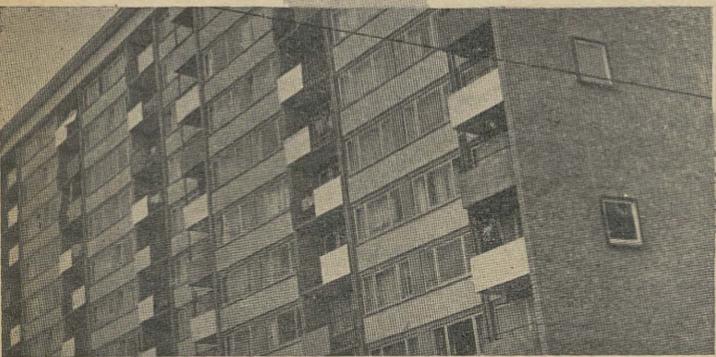
10.: Mißerfolgstendenz, 23. 7.-2. 8.
finanzieller Hinsicht. Berlin
du sagst, schreibst
Erfolgstendenz.
keinen Wider
nicht



Zahlungsbilanz
Stabile Währung durch stab
DM. Sie h
dadurch den de
bes Geld' in er
Was wir nicht tun
wenn Sie mild
Zahlungsüberschusses



16. Oktob
Sowjetland - der künstliche
etwa eine Woche im Weltrau
reisen. Das erklärten gester
rauer Wissenschaftler.
jetzigen Geschwindigkeit
teiltens 100mal un
rasen. Beim Eintritt
mosphäre verbrenn



... auch das
... in sich desha
... che Rückmeldungsqu
... ten Beschränkung, ein
... h hier von einer Zwangsbeur
... Vielleicht drücken Zahl
... (4 Wochen).
... ie Vormit
... rück



eine Montage aus unseren Tagen